# Conversations-
und
# Reisebibliothek.

XXI.

W. Knighton.

## Ein Indischer Königshof.

Leipzig
Verlag von Carl B. Lorck.
1856.

Ein

# Indischer Königshof.

Von

Einem Mitgliede des Hofstaates zu Audh.

(W. Knighton.)

---

Nach dem Englischen von Ludwig Thiele.

Leipzig

Verlag von Carl B. Lorck.

1856.

# Vorwort.

In einer Zeit, wo die Zustände Ostindiens so sehr die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen, wo der Aufstand der Santals energische Unterdrückung erheischte und das Königreich Audh (Oude) durch Einverleibung in das Gebiet der englisch-ostindischen Compagnie des letzten Restes von Selbstständigkeit verlustig ging, mußte das Erscheinen einer Schrift von doppeltem Werthe sein, welche uns mitten in dieses nur unvollständig gekannte schöne Land und noch dazu an eben jenen Fürstenhof von Audh versetzt, der durch seinen Glanz, seine Prachtentfaltung, seine eigenthümlichen Sitten und Gebräuche, seine despotische Verfassung, wie durch die Schauspiele mannigfaltiger Thierkämpfe der letzte war, der die einstigen Eigenthümlichkeiten eines ächtindischen Königssitzes noch repräsentirte und bis jetzt für die europäischen Besucher Indiens das märchenhafte Zauberland blieb, zu welchem sie wallfahrteten, um einen Blick in das Hindostan vergangener Zeiten zu thun. Jene Schrift nun, welche vor Kurzem ein Engländer herausgab, der früher mehrere Jahre Mitglied des glänzenden Hofstaates zu Audh gewesen war, fand durch die interessanten Bilder, welche er von der Residenz vor uns aufrollt, so außerordent-

lichen Beifall, daß sich in kurzer Zeit mehrere Auflagen vergriffen. Der Verfasser erklärt in der Vorrede, daß Alles wahrhafte Thatsachen und keine Erfindungen seien, und daß er nicht nöthig gehabt habe, Begebnisse und Erscheinungen auszuschmücken, die an und für sich bemerkenswerth genug wären. Obgleich er seinen Namen auf dem Titel nicht genannt hat, so war es doch nicht schwer, nachdem er die verschiedenen Functionen der fünf europäischen Hofbeamten, zu denen er selbst gehörte, aufgezählt, in ihm den Maler zu erkennen. Seine Schilderungen sind lebendige Gemälde, welche uns stets die Scenerien und die handelnden Personen lebhaft vor die Augen führen.

In der vorliegenden Bearbeitung haben wir einige für Deutsche kaum verständliche Anspielungen und unwichtige Notizen weggelassen, auch wo der Text es erlaubte oder fast erheischte, einige Kürzungen uns gestattet; von dem wirklich Interessanten dürfte aber nicht das Geringste verloren gegangen sein, und wir hoffen deshalb daß das Buch auch in Deutschland seines reichen und eigenthümlichen Inhaltes wegen Anklang finden werde.

Ludwig Thiele.

# Inhalt.

# Inhalt.

## Erstes Kapitel.

### Die Anstellung bei Hofe.

Es sind nun mehr denn zwanzig Jahre her, daß ich mich nach Lackno begab, wo damals Nasr-eddin, der Sohn und Nachfolger Ghazi-eddins, des ersten Königs von Audh, residirte. Es waren nicht gerade besondere Geschäfte, die mich dahin führten, sondern mehr die ans Wunderbare grenzenden Erzählungen von dem eigenthümlichen Leben in dieser Stadt und an dem daselbst befindlichen Königshofe, von der großen Menagerie des Königs, von der Vorliebe dieses Fürsten für solche Europäer, die nicht im Dienste der ostindischen Compagnie standen, von den kriegerischen Neigungen und dem martialischen Aussehen der Bewohner, die mich dazu veranlaßten. Jeder der wildblickenden Burschen, denen man in den Straßen dieser Hauptstadt begegne, sei mit Luntenbüchse oder Speer, mit Schild und Säbel bewaffnet. Wie es mir schon so oft ergangen, erwartete ich auch damals an Ort und Stelle enttäuscht zu werden. Dies geschah jedoch nicht und die Wirklichkeit übertraf noch meine Erwartungen.

Das Erste, was meine Aufmerksamkeit fesselte, war die große Ausdehnung des königlichen Palastes. Es war nicht eigentlich ein Palast, sondern eine ununterbrochene Reihe von Palästen, die sich längs der Gumty, dem Flusse, an welchem Lackno liegt, ausdehnten. Die Residenz des Königs von Audh, glich hierin ebensowohl dem Serail zu Konstantinopel als der Residenz des Schahs

von Persien zu Teheran oder den kaiserlichen Gebäuden zu Pecking. In allen orientalischen Staaten sind diese Paläste nicht allein die Wohnung der Herrscher, sondern der Mittelpunkt der Regierung. Mit ihren zahlreichen Gebäuden, kleinen Städten gleichend, bergen sie nicht nur das Harem und die unendliche Anzahl des Gefolges in ihren Mauern, sondern enthalten auch die Geschäftslocale der höheren Staatsbeamten. Sie umschließen Höfe und Gärten mit Fontainen, Teiche, selbst große freie Plätze. Dies war auch der Fall hier in Lackno. Dem Fürstenpalaste gegenüber, auf der anderen Seite der schmalen Gumty, breitete sich die Romna oder der Park aus, in welchem sich die Menagerie befand. Die Größe dieser Sammlung lebender Thiere und die Verschiedenheit derselben übertraf Alles, was ich in der Art für möglich gehalten. Ganze Züge Elephanten, Tiger, Rhinocerosse, Antilopen, Dschitahs oder Jagdleoparden, Luchse, persische Katzen und chinesische Hunde sonnten sich im Parke, entweder in Käfigen, oder sorglos ins Gras hingestreckt, wie Schafe und Rinder auf unseren Weiden.

Das Aeußere des Palastes, des Ferrid-Bocksch, bot nichts besonderes Großartiges oder Ueberraschendes und seine Ausdehnung war das Einzige, was imponirte, machte aber damals größeren Eindruck auf mich, als es Pracht der Architektur und Schönheit des Styls vermocht hätten; Letzteres hatte ich eher erwartet als das Erstere.

Die Straßen der Stadt, vorzüglich jene in der Nähe des Palastes, vergleicht Bischof Heber sonderbarerweise mit denen Dresdens, während Andere eine Aehnlichkeit mit denen Moskau's finden wollen. Ich selbst war in keiner dieser beiden Städte, finde aber, vorzüglich den niedern Theil der Stadt mit seinen engen Gassen, den beladenen Kameelen und den Bazars Kairo in Egypten am ähnlichsten. Dresden, Moskau und Kairo bieten solche Gegensätze, daß vielleicht in ihnen Manches zu näherer Charakteristik der Hauptstadt zu finden ist. An keinem Orte möchte man aber etwas

Aehnliches wie die bewaffnete Bevölkerung Lackno's finden. Zwar trägt das Volk in Moskau Messer und in Kairo begegnet man dann und wann einem Manne mit Waffen; hier jedoch ist Jedermann bewaffnet und trägt entweder eine Flinte, eine Büchse oder Pistolen, stets aber den krummen Säbel (Telwar) und ein Schild. Selbst die, welche ihren gewöhnlichen Berufsgeschäften nachgehen, tragen den Telwar; ein jeder Unbeschäftigte würde aber seinen Anzug nicht für vollständig halten, wenn er nicht auch mit Schild und Pistolen bewaffnet wäre. Diese Schilde von Büffelhäuten, mit metallenen Knöpfen an vielen Stellen, werden gewöhnlich über die linke Schulter geworfen und geben mit dem Säbel und den grimmigen Schnurbärten der Radschputen und Patans oder den vollen schwarzen Bärten der Muselmänner den etwas prahlerisch und selbstzufrieden auftretenden Einwohnern ein sehr kriegerisches Ansehen. Warum sollte sich auch das Volk nicht kriegerisch geberden. Audh ist ja die größte Pflanzschule für die Soldaten der Armee der Compagnie und die Truppen der bengalischen Präsidentschaft kommen fast ausschließlich aus diesem Lande. Schon in der Kindheit nährt man hier die Liebe zu den Waffen und ein Wurfspieß oder Speer ist das gewöhnliche Spielzeug der Knaben. Anstatt der Klappern, die unsere Wärterinnen den kleinen Kindern in die Hände geben, giebt man ihnen dort kleine hölzerne Telwars und Pistolen. Der Anblick, den die Straßen der Stadt boten, war mir daher ein ganz neuer und es war mir, als sei ich in einen jener Orte unserer Kindergeschichten und Märchen versetzt, wo alle Männer Helden sind und ihren Heroismus im Gange, im Anzuge und in den Geberden zur Schau tragen.

Eine große Verschiedenheit besteht zwischen den Hindus und Moslems der hiesigen Bevölkerung, die sich nur in den Waffen gleichen, sonst aber nichts Aehnliches miteinander haben. Von den 300,000 Seelen, welche die Stadt zählt, sind jedenfalls zwei Drittheile Hindus und zwar von den untersten Kasten. Die Moham-

medaner bilden eine Art Aristokratie, da der Hof sich zum Islam bekennt. Die Könige sind Schiiten.

Weder in Kairo noch in Moskau sieht man wie hier Elephanten als gewöhnliche Lastthiere benutzt. Nichts ist komischer, als das Misverhältniß zwischen diesen riesigen Thieren und den engen beschränkten Gassen, durch welche sie zu wandern gezwungen sind. Einer dieser Elephanten verrammelt den ganzen Durchgang, wie es auch das auf beiden Seiten mit großen Waarennetzen beladene Kameel zu Kairo thut. Hier werden in den niedern schmuzigen Stadttheilen, wo sich die Bazars befinden, Kameele und Elephanten gleichmäßig als Träger benutzt, während man an diesen Orten selten ein Pferd zu sehen bekommt. Lange Zeit konnte ich, ohne laut zu lachen, es nicht mit ansehen, wenn eins der beladenen Thiere die Gasse förmlich reinfegte, selbst wenn ich bei längerem Verweilen meine eigene Sicherheit gefährdete.

Vielleicht aber wissen manche der Leser noch wenig von dem Lande, in welchem Lackno die Hauptstadt ist. Ich will versuchen, mit wenigen Worten den bestmöglichsten Aufschluß zu geben.

Als Lord Wellesley gegen Ende des vorigen Jahrhunderts als Generalstatthalter nach Indien kam, war Audh größer als England. Es bildete eine Provinz des Großmogulreichs und seine Herrscher nannten sich Nawab-Veziere. Bald aber trennte der englische Gouverneur die Hälfte des Landes von Audh ab und fügte sie zur Präsidentschaft Bengalen. Der Marquis of Hastings schenkte später als Erkenntlichkeit für eine ihm vom Nawab geliehene Summe von zweihundert Lack Rupien (zwei Millionen Pfund Sterl.) diesem ein von Nepal losgerissenes unfruchtbares Stück Land, am Fuße des Himalaya, das Tereh genannt und fügte dieser Gabe den Titel eines selbständigen Königs hinzu. Aus „Sr. Hoheit der Nawab“ ward „Se. Majestät der König.“ Im Jahre 1819 wurde auf diese Weise Ghazi-eddin der Gesalbte der Compagnie und im Jahre 1827 folgte ihm sein Sohn Nasr-

eddin auf dem Throne, der noch ein junger Mann von dreißig Jahren war als ich nach Lackno kam. — In seiner jetzigen verkürzten Ausdehnung ist Audh ein dreieckiges Stück Land, welches sich von Nepal bis zum Ganges erstreckt, indem es seine breitere Nordseite Nepal zukehrt und mit dem schmalen südlichen Ende an den heiligen Strom stößt. Es flacht sich allmälig von Nordwest nach Südost ab und besitzt das einzige Gebirgsland in jenem nach dem Nepalschen Kriege geschenkten Districte, dem Tereh, das mit wilden Thieren bevölkert und reich an Schilfmoor ist.

Ich kam nach Audh mit dem Wunsche, dieses Land kennen zu lernen, nicht aber als „Abenteurer", welcher Name einst der ehrenwerthen Compagnie so verhaßt war. Mehr aus Wißbegierde, um zu sehen, wie sich ein indischer Souverain ausnehme, als aus einem andern Beweggrunde, suchte ich durch einen Freund bei Hofe um eine Audienz bei Sr. Majestät nach und erhielt dieselbe bewilligt. Seit Delhi seines Glanzes beraubt und zu einem traurigen Schattenbilde seiner ehemaligen Größe und Pracht herabgesunken ist, giebt es keinen eingeborenen Hofstaat in Ostindien mehr, der dem von Audh an Reichthum und Großartigkeit gleichkäme. Die Thatsache, daß ich mich dem Residenten, jenem englischen Beamten, der über das britische Interesse in Audh zu wachen und den König im Auge zu behalten hat, nicht hatte vorstellen lassen, ließ mich hoffen, der König werde mich mit günstigem Auge ansehen. Zugleich erhielt ich einen Wink, daß eine Stelle in der Hofhaltung des Königs offen und es leicht möglich sei, ich erhielte dieselbe, wenn ich vor Sr. Majestät erschiene und das gewöhnliche Geschenk darböte.

Kein Europäer kann in den besonderen Dienst des Herrschers von Audh aufgenommen werden ohne die Zustimmung oder vielmehr die Erlaubniß des Residenten. Es war daher mein nächstes Streben, diese Zustimmung zu erhalten. Man führte mich ein bei dem „großen Sehib", einem Manne, der in London eine sehr untergeordnete Rolle spielen würde, hier aber eine unbeschränktere Herr-

schaft über einen König, seinen Hof und fünf Millionen Einwohner ausübt, als irgend ein Machthaber Europa's. Es wurden einige Papiere zwischen uns gewechselt, die Sanction ward ertheilt, und unter der Bedingung, daß ich mich weder auf irgend eine Weise in die Politik des Landes, noch in die Intriguen ehrgeiziger Beamten mische oder bei den Zänkereien streitender Zemindars (großer Landeigenthümer) betheilige, ward mir gestattet, Dienste bei Sr. Majestät von Audh zu nehmen.

Nach Beseitigung dieser Präliminarien meiner Anstellung begab ich mich wieder zum Könige, doch diesmal zu einer Privataudienz. Indischen Fürsten darf man sich nicht mit leeren Händen nahen, ein Nuzza oder Geschenk muß stets und zwar von Jedermann überreicht werden, selbst bei gewöhnlichen Aufwartungen. In den meisten Fällen erwidert es Se. Majestät durch ein größeres Geschenk. Als ich das erste Mal vor dem Könige erschien, war es im vollen Derbar oder Staatsrath. Er saß am Ende einer langen Halle auf einem thronähnlichen Lehnsessel, der von Gold oder vergoldet war, und trug ein reiches orientalisches Kleid und eine mit den Federn des Paradiesvogels geschmückte Krone auf dem Haupte. Ich hatte erwartet, er werde mit gekreuzten Beinen auf einem Kissen sitzen. Auch hatte sein Aeußeres, wie das Gemach, worin wir uns befanden, ein abendländischeres Aussehen, als ich vermuthete. Damals betrachtete ich dies Alles nur flüchtig, konnte auch das Antlitz Sr. Majestät nicht genau sehen. Bei der gegenwärtigen Gelegenheit sollte jedoch die Privataudienz im Garten stattfinden, wo er mit einigen europäischen Mitgliedern seines Hofstaates oft zu lustwandeln pflegte.

Ich harrte am Ende eines Baumganges und hielt mein Geschenk, das in fünf Gold-Mohurs *) bestand, auf der offenen Fläche meiner rechten Hand, über welche ein feines Musselinhandtuch ge-

*) Ein Gold-Mohur ist gleich 16 Rupien oder 10½ Thalern.

breitet war, worauf die Goldstücke lagen, während die linke Handfläche die rechte zu stützen hatte. In dieser Stellung erwartete ich Se. Majestät. Es war meine erste Lection in der Hofetikette. Als ich so dastand, kam mir der Gedanke, ich müsse sehr einem Narren ähnlich sehen. Mein Hut befand sich auf einem Sitze in der Nähe; ich war daher unbedeckt und befand mich bei der großen Sonnenhitze in einem unfreiwilligen Schwitzbade. Endlich nahte die Gesellschaft. Die Kleidung Sr. Majestät war ganz die eines englischen Gentlemans. Er trug einen einfachen schwarzen Anzug und hatte einen Londoner Hut auf dem Kopfe. Sein Gesicht war von angenehmem Ausdruck und hatte eine leichte, sehr leichte bräunliche Färbung, wobei das schwarze Haar, der Backen- und Lippenbart gut mit dem Tone der Wangen contrastirte und zu den kleinen aber durchdringenden und blitzenden schwarzen Augen paßte. Von Figur war er schmächtig und von mitttler Größe. Als er nahte, unterhielt er sich englisch mit seinem Gefolge, doch war ich zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um näher auf das Gespräch zu hören.

Der König kaum auf mich zu, lächelte als er bei mir stand und legte seine linke Hand unter die meine, mit den Fingern der Rechten das Gold berührend, wobei er fragend bemerkte:

„Sie haben sich entschlossen, in meine Dienste zu treten?"

„Ja, Eure Majestät, dies wünsche ich," war meine Antwort.

„Wir werden gute Freunde sein; ich liebe die Engländer."

Dies sagend ging er weiter, seine frühere Unterhaltung wieder aufnehmend. Ich trat zu dem Gefolge.

„Stecken Sie Ihr Gold diesmal wieder ein," flüsterte mein Freund, „einige der Eingeborenen möchten es Ihnen abnehmen."

Sofort schlüpfte das Gold in meine Tasche, ich setzte meinen Hut auf und folgte der Gesellschaft in den Palast.

Die Zimmer waren im Allgemeinen geräumig und mit reichen Candelabern und einer großen Anzahl geschmacklos eingerahmter Bilder verziert. Die Ueberfüllung mit allerhand Gegenständen

war aber so groß, daß ihr Anblick das Auge mehr verwirrte als erfreute. Prachtvolle Lustres und Leuchter, Aufsätze von seltenem Holze, von Elfenbein und lackirtem Metall, Reihen von Rüstungen, mit Edelsteinen ausgelegte Waffen, reich decorirte Schilde nahmen alle Wände ein. Das Speisezimmer für einen engeren Freundeskreis war das einzige wirklich nette Gemach im Palaste und wich nicht sehr von den unseren ab.

Einmal allmonatlich gab Se. Majestät den britischen Officieren seiner Truppen ein öffentliches Frühstück und diese kamen zu diesem Zwecke aus ihren Cantonnirungen, welche fünf englische Meilen von Lackno entfernt auf der anderen Seite der Gumty lagen. Gelegentlich wurden auch dem Residenten und seinen Freunden öffentliche Diners gegeben, doch waren alle diese förmlichen Gesellschaften dem Könige sehr zuwider.

„Gott sei Dank!“ hörte ich ihn mehrmals ausrufen, wenn ihn diese ceremoniösen Besuche verlassen hatten, „Gott sei Dank! daß sie Alle fort sind. Nun wollen wir erst ein Glas Wein in Ruhe trinken. Bopperi Bopp!*) wie einfältig sind solche Visiten!“ Dabei wiegte und streckte sich der König gemächlich, nahm seine juwelenbesetzte Mütze ab und schleuderte sie in das andere Ende des Zimmers.

Am ersten Abend meiner Ankunft im Palaste gab der König eines seiner Privatdiners, dem gewöhnlich nur die fünf europäischen Mitglieder seines Hofstaates beiwohnten. Diese fünf Freunde des Königs waren sein englischer Sprachlehrer, der Bibliothekar, der Portraitmaler, der Hauptmann der Leibgarde und der fünfte, aber sicher nicht der Letzte, der Barbier. Zu diesen Fünf gehörte ich selbst.

Der Sprachlehrer, des Königs Hofmeister genannt, hatte das Amt, Se. Majestät in der englischen Sprache zu unterrichten. Der König entschloß sich zu wiederholten Malen herzhaft, jeden Tag

---

*) Ein indischer Ausruf der Herzenserleichterung, wie der verdrießlichen Stimmung.

eine Stunde diesem Studium zu widmen, denn es lag ihm daran, gut englisch zu sprechen, da er noch oft genöthigt war, mitten in einem Satze ein hindostanisches Wort einzuflicken. Ich hatte mehrmals Gelegenheit, ihn zu beobachten, wenn er neben seinem Hofmeister am Tische saß und die Bücher zum Sprachunterricht vor sich liegen hatte.

„Jetzt Meister" — er nannte den Sprachlehrer stets Meister — „jetzt wollen wir aber ernstlich anfangen."

Der Hofmeister begann nun eine Stelle aus dem Spectator oder einer populairen Novelle vorzulesen und der König mußte sie nachlesen. War dies geschehen, las Ersterer weiter.

„Bopperie Bopp! Das ist eine trockene Arbeit," rief dann Se. Majestät sich dehnend aus, wenn es an ihm war, fortzufahren; „wollen lieber ein Glas Wein trinken."

Das Glas Wein führte zur Unterhaltung, die Bücher wurden bei Seite geschoben und die Lection war zu Ende. Diese Sprachstunden dauerten selten länger als zehn Minuten und der Hofmeister erhielt für sein Amt ein jährliches Honorar von fünfzehnhundert Pfund.

Der mächtigste von uns Fünf war der Barbier. Sein Einfluß war bedeutend größer als der des eingebornen ersten Ministers oder Nawabs; er war als besonderer Günstling bekannt und Jedermann huldigte ihm. Eine getreue und ehrliche Erzählung seiner Lebensgeschichte würde gewiß eines der seltsamsten Kapitel menschlichen Lebens bilden. Was ich davon weiß, ist Folgendes:

Er war als Schiffsjunge auf einem Handelsfahrzeuge heraus nach Calcutta gekommen; da er es aber vorher in London schon bis zum Haarkräusler gebracht, verließ er in Calcutta das Schiff und kehrte zu seinem ehemaligen Gewerbe zurück. Es war für ihn von gutem Erfolge, er hatte Glück und ward eine aufgeblasene Person. Später begann er mit europäischen Waaren den Ganges aufwärts zu fahren, um sie abzusetzen und ward so, was man hier

einen Flußhändler nennt. So kam er nach Lackno. Hier ließ ihn sein guter Stern einen Residenten antreffen, welcher sehnlichst wünschte, sein schlichtes natürliches Haar eben so frisirt zu haben, wie es der Generalstatthalter trug. Dieser höchste Beamte zeichnete sich nämlich durch seine Haarlocken aus und war, wie sich von selbst versteht, der Modespiegel und die Schablone des guten Geschmacks für ganz Indien. Der Resident wollte ihm gar zu gern gleichen und der Flußhändler war nicht abgeneigt, abermals zu seinem früheren Geschäft zurückzukehren. Wunderbar war die Veränderung, welche er in der äußeren Erscheinung des Beamten hervorbrachte und schließlich führte der große Sehib den wunderthätigen Barbier selbst beim Könige ein. Dies geschah lange vor meiner Ankunft, wo ich bereits einen andern Residenten antraf. Das schlaff herabhängende Haar des Königs zeigte nicht die leiseste Neigung, die Form von Locken anzunehmen. Aber auch hier that der Coiffeur Wunder und der König war entzückt. Der glückliche Haarkräusler ward mit Ehrenbezeigungen und Geschenken überschüttet und ihm sogar ein Adelstitel verliehen. Sein Name war nun Sofraz-Khan (glorreicher Hauptling) und die Leute in Audh beugten sich sich tief vor ihm. So war der ehemalige Schiffsjunge zu einem Manne von Macht und Einfluß geworden und gelangte bald, wie alle Günstlinge von Fürsten unciviliſirter Staaten, zu Reichthümern. Außer den Geschenken und Bestechungsgeldern besaß er aber noch andere Quellen des Gewinns. Er besorgte nicht nur allen Wein und das Bier, welche an des Königs Tafel getrunken wurden, sondern es ging auch jeder andere am Hofe begehrte europäische Artikel durch seine Hände, wobei die Rupien sich zu Tausenden häuften. Nasr-eddin setzte keine Schranken in die Gunstbezeigungen, die er auf den Barbier häufte und schenke ihm ein unbegrenztes Vertrauen. Nach und nach ward dieser regelmäßiger Gast an der Tafel des Königs und setzte sich mit ihm zu Tische, als verstände es sich von Rechtswegen. Se. Majestät mochte

keine Flasche Wein trinken, welche nicht im Hause des Barbiers versiegelt und bei Tafel von dessen Händen geöffnet worden war, so sehr fürchtete er, von einem Mitgliede seiner Familie vergiftet zu werden.

---

## Zweites Kapitel.

### Belustigungen eines Königs.

Wir erwarteten den König in einem Vorzimmer und ein Wenig vor neun Uhr, als der gewöhnlichen Speisestunde, erschien er auf den Arm seines Günstligs gestützt. Von diesen beiden Personen war der König der Größere, der Barbier aber sicher der männlichere und sehr wohlaussehend. Beide waren verhältnißmäßig klein, der Günstling aber daran zu erkennen, daß ihm an Breite zu Gute ging, was ihm an Höhe fehlte. Se. Majestät war wie im Garten einfach schwarz gekleidet, nur vertrat jetzt ein längerer Rock die Stelle des Fracks, den er bei ersterer Gelegenheit trug. Eine gewöhnliche schwarze Halsbinde und Lederstiefeln vollendeten den Anzug. Sein Aeußeres ließ gleich den vornehmen Mann erkennen und war nicht ohne eine gewisse königliche Grazie. Er bildete daher im Ansehen und in der Figur einen Gegensatz zu seinem Begleiter, dem die Natur den untrüglichen Stempel der Gemeinheit aufgedrückt hatte. Gerade die ganz gleiche Kleidung machte den Contrast zwischen ihnen um so auffälliger.

Die Anordnung des Speisezimmers, als wir unsere Plätze einnahmen, hatte etwas Eigenthümliches und bildete eine sonderbare Mischung von abendländischer Behaglichkeit und morgenländischem Pomp. Der vergoldete Armstuhl, in welchen sich der König setzte, stand einige Zoll über dem Fußboden erhöht und nahm die eine Seite des Tisches ein, während wir zu beiden Seiten desselben

uns niederließen. Die dem Stuhle des Königs gegenüber befindliche Tischseite blieb unbesetzt, theils zur Bequemlichkeit der die Speisen auftragenden und wegräumenden Diener, hauptsächlich aber, damit der Fürst ohne Schwierigkeit Alles sehen könne, was an Unterhaltung und Belustigung für den Abend geboten würde.

Wir hatten uns kaum gesetzt, als sechs reichgekleidete Mädchengestalten von großer Schönheit hinter einem Gazevorhange oder Schirme hervorkamen, der eine Seite des Zimmers einnahm. Ich war gewarnt worden, diese Damen nicht zu neugierig anzustaunen, da sie der Sitte nach, gleich anderen Frauen des Harems, vor den Blicken fremder Männer geschützt sein sollen. Ich fand indeß während des Abends mehrmals Gelegenheit, sie zu betrachten, ohne mich selbst beobachtet zu wissen, indem ich that, als ob ich keine Notiz von ihnen nehme.

Alle diese Mädchen waren jung und zierlich gebaut. Ihre Gesichtsfarbe war etwas bräunlich, aber nicht dunkler als der Teint einer andalusischen Schönen und ihr kohlschwarzes Haar, welches zurückgekämmt und hinten geflochten, dabei aber mit Perlen und Silbernadeln geschmückt war, stach angenehm von der zarten Tinte ihrer Haut und der sanften Röthe ab, womit die Aufregung ihre Wangen färbte. Ein dünnes halbdurchsichtiges, aber reich gesticktes Gewand, leicht am Hinterkopfe befestigt, bedeckte ihren Oberkörper, ließ aber die Umrisse der Schultern und anderen Formen deutlich hervortreten. Lieblich war das Wogen der Brust, wenn sie die feinen Fächer von Pfauenfedern rückwärts und vorwärts über dem Könige schwenkten. Der untere Theil ihrer Person verbarg sich in weite Peidschamas oder türkische Beinkleider von purpurfarbenem Atlas, die fest den Leib umschlossen, nach unten aber umfangreicher sich entfalteten und durch goldgestickte Bänder um die Knöchel eingezogen waren. Ein ähnlicher goldgestickter Gürtel um den Leib war durch das dünne Obergewand sichtbar.

Sie nahmen geräuschlos ihre Plätze hinter dem Stuhle des

Königs ein, der es nicht zu bemerken schien. Auch die Anderen schienen nicht darauf zu achten; es war eben nur der gewöhnliche Gebrauch bei Tafel, nichts weiter. Ein wirklich sehenswerther Anblick war es, wenn sie mit ihren bis an die Schultern entblößten Armen die feinen Fächer zierlich herumschwenkten, was immer von zweien zugleich geschah, wobei sie sich an des Königs Stuhle wechselseitig ablösten und graziös zurücktraten. Wenn sich das weibliche Geschlecht in Indien in irgend einer Art der physischen Schönheit auszeichnet, so ist es durch die schöne Form der Glieder. Kaum möchte ein Bildhauer zarter geformte Arme und Hände zu einem Modell für eine Venus finden. Sie betrieben ihr graziöses Geschäft still und gleichmäßig den ganzen Abend, fächelten, versorgten des Königs Hukah *) und lösten einander regelmäßig ab, bis der König die Tafel verließ oder, was gewöhnlich der Fall war, von der Tafel in das Harem getragen wurde.

In anderer Hinsicht war das Essen ganz europäisch gehalten und wenig von einem feinen Diner in einem noblen Hause Calcutta's zu unterscheiden. Die indischen Diener kamen und gingen, wie sie es gewöhnt waren, vorsichtig, aufmerksam und still; wir selbst plauderten mit dem Könige oder hörten ihm zu. Suppe, Fisch, Corri **) und Reis, Pasteten und Desert folgten einander in der gewöhnlichen Weise. Die Speisen waren vortrefflich zubereitet, da ein Franzose der Küche vorstand, der ehemals erster Küchenmeister im Bengal-Club zu Calcutta gewesen war. Aber weder ihm noch dem europäischen Kutscher war außerhalb ihren verschiedenen Posten irgend eine Freiheit gestattet.

Jede Flasche Wein, von welcher der König trinken wollte, ward durch den Günstling geöffnet, welcher sich erst selbst ein Glas vollschenkte, ehe er das des Königs füllte. Da außer dem Cham-

*) Die türkische Tabakspfeife.

**) Ein pikantes indisches Gewürz.

pagner jede Flasche im Hause des Barbiers mit seinem Petschaft versiegelt wurde, so schaute er vor dem Oeffnen erst sorgsam nach dem Siegel und nahm das Wachs und den Kork selbst von der Flasche. — Obschon Mohammedaner, beschränkte sich weder der König noch der Adel von Audh überhaupt im Genusse des Weines. Mehr als einmal hörte ich, wie Se. Majestät erklärte, der Koran verbiete nicht den Genuß des Weines, wie man gemeiniglich annehme, nur den Misbrauch desselben. Daß aber dem Könige selbst der Misbrauch gestattet sei, schien nach meiner Meinung des Königs Doctrin zu sein, denn er verließ selten die Mittagstafel nüchtern. Die gewöhnlich auf der Tafel erscheinenden Weine waren Claret, Madeira und Champagner und darin ausgezeichnet, daß sie selbst bei der großen Hitze, welche den größten Theil des Jahres herrscht, durch Eis gekühlt wurden.

Das Essen hatte seinen Fortgang und der Wein machte nach und nach den König und seine Höflinge freier und ungezwungener.

„Ich habe immer die Europäer geliebt," sprach Se. Majestät laut, wobei er sich zu uns wendete, „ich habe sie immer geliebt und meine Landsleute hassen mich deshalb. Meine Familie würde mich vergiften, wenn sie könnte. Sie fürchten mich außerordentlich. Allah! wie fürchten sie mich!"

„Eure Majestät hat sich ihnen furchtbar gemacht," meinte der Barbier.

„Das habe ich auch, dies ist sehr wahr," antwortete der König und wandte sich dann fragend zu uns:

„Nicht wahr, Sie sehen die Leute in Lackno oft mit einander kämpfen?"

„Nur zu oft, Eure Majestät," war die Erwiderung.

„Und einander umbringen?"

„Sie bringen oft einander um."

„Ja, ja, so sind sie. Aber nicht wahr, Euch thun sie nichts?"

„Nein, niemals, Eure Majestät.“

„Die Elenden wissen nur zu wohl, daß ich Jeden vernichten würde, der es thäte. Sie wissen, ich liebe die Europäer, und sind vorsichtig.“

Das Desert kam und ward in den prächtigsten und süßesten Früchten, wie sie nur die tropische Ueppigkeit erzeugen kann, auf die Tafel gesetzt, und mit diesem Desert begannen die Belustigungen des Abends. Diese belustigenden Unterhaltungen waren, wie ich später fand, sehr verschiedener Art. Bisweilen erschienen Gaukler, um ihre calisthenischen Kunstproductionen zu zeigen, wie unsere Anschlagzettel es nennen würden, Leute, welche keine Knochen im Körper zu haben schienen, denn sie konnten die Glieder förmlich zu Knoten verschlingen, gingen so eine Strecke, so weit es die Natur gestattete, suchten die Affen an affengleichen Possen zu übertreffen, und zogen sich befriedigt zurück, wenn man über sie gelacht hatte. Ein ander Mal führten die Hofnarren einen scharfen Witzkampf mit einander, der oft von argen Späßen begleitet war, ähnlich den Auftritten zwischen Harlekin, Pantalon und Clown in unseren Pantomimen. Es erschienen auch Zauberer und zeigten ihre Teufelskünste und Schlangentänze. Ja selbst Hahnenkämpfe oder Kämpfe zwischen Wachteln und Rebhühnern fanden vor der Tafel des Königs statt. Auch Puppenspiele wurden aufgeführt und die Marionetten agirten und tanzten so krampfhaft, wie die Acteurs der modernen Tragödien. Mit ihnen kam gewöhnlich eine Gruppe von Tänzerinnen und Musikantinnen, welche irgendwo im Zimmer sich aufstellten, spielten und tanzten.

Bei meinem ersten Erscheinen an der königlichen Tafel bestand die Abendbelustigung in einem solchen Puppenspiele mit den üblichen Tänzerinnen. Se. Majestät lachte herzlich bei den Leistungen der kleinen Männer und Frauen und ergötzte sich sehr an der unbedeutenden Posse. Als der Barbier sah, daß der König Vergnügen an dem Spiele fand, ließ er sich herab, seinen Beifall ebenfalls auszu-

drücken. Die Tänzerinnen zeigten indessen ihre schönen Figuren in graciösen Stellungen, tanzten rückwärts und vorwärts und hielten dabei bald die eine bald die andere Hand über den Kopf. Ihre Gesichter waren nicht so fesselnd wie jene der Fächerträgerinnen hinter des Königs Sitze, aber ihre Körperformen waren vom schönsten Ebenmaß und die Bewegungen ihrer Glieder zeigten eine unübertreffliche Gewandtheit. Die richtigste Bezeichnung für diese Darstellungen ist wohl die, sie wollüstig zu nennen. Andere Mädchen musicirten auf einer Art von Laute und auf einem Tamburin, kamen, hinter den ersteren stehend, mit diesen vorwärts und wichen mit ihnen zurück, ihre Instrumente mit schwacher Stimme begleitend. Aber alle die reizenden Gruppirungen und verschwenderischen Schaustellungen schöner Formen wurden weder vom Könige, noch von seiner Gesellschaft beachtet. Die Tänzerinnen tanzten und ihr Gefolge spielte und sang vergeblich, da Alle nach des Königs Weise sich dem Puppenspiele zuwandten.

Endlich flüsterte Se. Majestät dem Barbier einen Befehl zu, worauf dieser hinausging und etwas in der Hand zurückbrachte, was er dem Könige gab. Dieser schob seinen Stuhl zurück, ließ sich herab der Vorderseite des Theaters näher zu treten und ging dann um dasselbe herum, als wolle er es näher besehen. Die Eigenthümer strengten sich an, ihn noch mehr zu befriedigen, da sie ihr Glück für gemacht hielten. Der König zauderte ein Wenig, fuhr dann plötzlich mit der Hand vor und zurück und eine der unschuldigen Marionetten fiel bewegungslos auf die Bühne. Die Ursache war eine sehr einfache; Se. Majestät hatte eine Scheere in der Hand und mit ihr den Faden der Puppe zerschnitten. Die Schausteller mußten dies ebensogut gesehen haben wie wir, aber sie staunten diese Katastrophe mit affectirter Bewunderung an, denn die richtigen Indier bedürfen keiner Uebung in der Verstellung und Heuchelei. Der König wendete uns sein freudestrahlendes Gesicht zu, als wolle er sagen: „Habe ich das nicht gut gemacht?“ Der

Barbier lachte als Antwort laut auf und die Anderen stimmten im Chorus ein. Noch war aber der königliche Scherz nicht zu Ende. Die Hand fuhr noch wiederholt vor und zurück und jedesmal fiel eine der Puppen regungslos auf die Bühne, begleitet von dem schallenden Gelächter der Tischgenossen und den verwunderten Blicken des Theaterdirigenten. Nachdem fast alle Puppen niedergefallen, schien der königliche Witz befriedigt, Se. Majestät kehrte zu seinem Stuhle zurück und der Puppenbesitzer ward reichbeschenkt entlassen.

Während des noch übrigen Abends wurden die Tänzerinnen und Sängerinnen mit mehr Freimüthigkeit als Zartgefühl kritisirt, der Wein machte fleißig die Runde und die gegen sich selbst zu nachsichtige Majestät genoß dessen mehr, als die Klugheit gebot. Ich mag nicht behaupten, daß ich nicht im Laufe des Abends meine Augen bisweilen nach dem Gazevorhange gerichtet hätte, der das eine Ende des Gemaches überspannte. Man hatte mir gesagt, es sei einigen Damen des Harems vom Könige erlaubt, hinter jenem Vorhange Zeugen der Abendgesellschaften zu sein und daß es daher ebenfalls unangemessen sei, nach dieser Gardine zu schauen. Ich fand aber auch hierzu Gelegenheit, ohne die Etikette zu verletzen. Der Stoff war dick genug, den Forscherblicken die Gesichter und Gestalten dahinter zu verbergen, doch konnte man schwache Umrisse von Schattenmassen sich hin und her bewegen sehen. Eine Hauptfigur saß auf einem Kissen, ohne Zweifel die herrschende Favoritin, und die Juwelen, womit ihre Arme und ihr Hals bedeckt waren, funkelten hin und wieder, wenn das Licht darauf fiel. Auch hörten wir ein hinter dem Vorhange hervorkommendes leises weibliches Lachen, als die Puppen herabfielen, denn obwohl wir wegen der Entfernung von dem Schirme nicht deutlich hindurch zu sehen vermochten, konnten es doch gewiß die dicht dahinter Sitzenden.

Das Gelage dauerte fort und es ward selbst gesungen. Jemehr Se. Majestät Wein trank, desto aufgeregter wurde sie, bis

endlich gar Bewußtlosigkeit eintrat, worauf der König von seinem weiblichen Gefolge und zwei kräftigen Eunuchen, die hinter der Gardine hervorkamen, aufgenommen und in das Harem getragen wurde.

Am nächsten Tage fand ich Gelegenheit, den Theil des Palastes aufmerksam zu besichtigen, der meinen Beobachtungen geöffnet war. Die Charakteristik des Innern ist fast überall dieselbe; Pracht in Vergoldung und Glas, Alles überladen und glänzend, Nichts eigentlich schön. Ein Theil fiel mir jedoch als besonders malerisch auf. Es war dies ein kleiner künstlicher See, der die größte Hälfte eines Gartens einnahm und in dessen Mitte, auf keiner Seite das Ufer berührend, sich ein zierlicher Pavillon erhob. Er war glänzend bemalt und zeigte mit seinen spitzen Minarets und seinen kleinen Kuppeln sehr malerische Formen. Das Wasser des See's war vollkommen klar und durchsichtig und zahlreiche Gold- und Silberfische, mehrere einen bis anderthalb Fuß lang, schossen mit wunderbarer Schnelligkeit in demselben umher.

Da sich an der uns entgegengesetzten Seite des Ufers ein Boot befand, so stieg mein Freund und Begleiter, durch seine längeren Dienste schon höher in der Gunst des Königs stehend als ich selbst, sogleich in dasselbe und lud mich ein, ihm zu folgen. Ebensoschnell erschien der Schiffer und bald fuhren wir nach dem feenartigen Gebäude. Es ist unstreitig das schönste Bauwerk in Lackno, enthält aber nur zwei Zimmer in mäßiger Größe, die beide prachtvoll ausgestattet und rings an den Wänden mit Divans versehen sind. In der Mitte des größeren Gemachs stand das vollständige Modell des ganzen Palastes auf einem Tische. Es war von einem indischen Künstler mit der sorgfältigsten Genauigkeit der einzelnen Theile gearbeitet und vollkommen dem Originale gleich bemalt. Der Pavillon, in dem wir uns eben befanden, ward in dieser schönen Arbeit durch ein kleines Miniaturmodell von der Größe einer Wallnuß dargestellt und enthielt doch genau jede Spitze, jede äußere

Decoration ebenso wie die beiden Zimmer im Innern. — Man war versucht, sich in einem Feenlande zu glauben, wenn man vom kleinen Inselpalaste hinaus über das Wasser des See's blickte. Die unablässig hin- und hereilenden glänzenden Fische, das reichverzierte Boot, die das Wasser einfassenden Blumen und Strauchgebüsche, die fast ganz die umgebenden Gebäude verbargen, waren mir neue und reizende Erscheinungen. Früher hatte der König den Pavillon wohl bisweilen mit einer Favoritin besucht, jetzt aber schien er vergessen und gerieth in Verfall.

Meine Lectionen in der Hofetikette folgten dicht und schnell aufeinander. Bei einem der formellen öffentlichen Frühstücke, welches dem Residenten, seinem Adjutanten und einigen Officieren der königlichen Truppen gegeben wurde, wendete sich der König nach beendetem Mahle plötzlich an einen Wundarzt in seinem Dienste, den er nicht leiden konnte und deshalb gern in Verlegenheit brachte.

„Jones, wollen Sie eine Partie auf dem Damenbrete mit mir spielen?"

„„Mit Vergnügen! es wird eine große Ehre für mich sein, mit Eurer Majestät zu spielen;"" lautete die Antwort.

„Aber um hundert Gold-Mohurs," fuhr der König fort.

„„Eine Partie um hundert Gold-Mohurs geht über mein Vermögen, Eure Majestät; ich bin ein armer Mann.""

Als sich der König hierauf mit derselben Frage an den Hofmeister wendete, bejahte sie dieser ehrerbietig, denn er war mit den wunderlichen Einfällen und Launen des Königs besser bekannt. Man brachte das Bret, die Steine wurden aufgesetzt und das Spiel begann. Ich suchte näher zu kommen und gab genau auf den Verlauf des Spieles Acht. Der Hofmeister war ein sehr guter Schachspieler und ich hielt ihn für eben so fest im Damenspiele, fand aber bald, daß der König schlecht, der Hofmeister aber noch schlechter spielte. Es war eine Lection der Hofetikette. Der König, das er-

kannte ich gleich, durfte nicht geschlagen werden. Je schlechter der Sprachlehrer spielte, um so mehr gab er sich den Anschein, als thue er sein Bestes, und ich sah, mit welchen Schwierigkeiten er zu kämpfen hatte, Se. Majestät gewinnen zu lassen. So hörte ich später, es sei nichts Ungewöhnliches, daß ein Freund ein Gespräch mit des Königs Gegner anknüpfe, indeß der König schlau die Stellung einiger Steine ändere.

Das Spiel war zu Ende und der Hofmeister hatte verloren.

„Sie sind mir hundert Gold-Mohurs schuldig," rief triumphirend Se. Majestät.

„„So ists, Eure Majestät, ich werde sie noch heute Abend bringen.""

„Vergeßt es nicht!" waren noch des Königs Worte, als er sich in das Harem begab.

Denselben Abend, wo, wie gewöhnlich, die begünstigten Fünf mit dem Könige speisten, war Sr. Majestät erste Bemerkung die Frage an den Hofmeister:

„Nun, Meister, haben Sie die Gold-Mohurs mitgebracht?"

„„Ja, Eure Majestät, sie befinden sich unten in meinem Palankin; soll ich sie heraufholen?""

„Unsinn, Meister; behaltet sie und schickt sie wieder nach Hause. Denkt Ihr, ich brauche Euer Geld? Jones dachte wirklich, es wäre mir um sein Geld zu thun. Haben Sie gesehen, wie das Ferkel aß?*) Allah! wie hasse ich diesen Menschen."

Jeder der Freunde des Königs konnte überzeugt sein, daß Gewinngelder oder Geschenke vom Könige nicht angenommen oder durch ein größeres Rückgeschenk erstattet würden. Dies war aber bei den Launen des Monarchen bei unbeliebten Personen nicht immer der Fall. Oft spielte ich später selbst mit Sr. Majestät, hatte mir aber die eben empfangene Lehre, den König nie schlagen zu

*) Der ärgste Schimpfname bei den Mahommedanern.

dürfen, wohl gemerkt. Schwieriger, als bei Schach und Dame war es, den König beim Billardspiel gewinnen zu lassen. Es bedurfte dabei eines Freundes, der so unbemerklich als möglich die Bälle zu Gunsten des Königs und zum Schaden des Gegners zu dirigiren suchen mußte.

Die Gunst und das Vertrauen, welches die europäischen Mitglieder des Hofstaates genossen, wurden vom hohen Adel des Landes nicht beifällig, sondern mit großem Misfallen beobachtet. Es war dies natürlich genug. Sowohl der Nawab und der Commandeur der Truppen, als auch Radscha Buktar Sing, das Haupt der Polizei, spielten eine untergeordnete Rolle, wenn der Barbier zugegen war.

„Es ist nicht recht und schickt sich nicht für jene Herren," beschwerte sich der Nawab, „mit Schuhen oder Stiefeln an den Füßen in der Audienz zu erscheinen. Dies thun wir niemals. Eure Majestät sind viel zu herablassend, daß Sie es erlauben. Ich bin überzeugt, Eurer Majestät hoher Vater, glücklichen Andenkens, Ghazzi-eddin der Große und Mächtige, würde es nicht erlaubt haben."

Einen Augenblick war der König überrascht von dieser freimüthigen Sprache eines sonst so demüthigen und fügsamen Mannes. Ruschan-e-Daulah hatte all seinen Muth zusammengenommen, diese Worte vorzubringen, erhielt aber nicht einen Blick als Antwort.

„Bin ich ein größerer Mann als der König von England?" fragte der König.

„„Eure Majestät ist der größte König Indiens, größer als der Kaiser von Delhi. Möge die Zuflucht der Welt tausend Jahre leben!"" antwortete ausweichend der verschmitzte Höfling.

„Ruschan-e-Daulah," sprach der König nochmals, „bin ich ein größerer Mann als der König von England?"

„„Es ziemt sich nicht für einen Diener Eurer Majestät, irgend Jemand für größer als seinen Herrn zu halten.““

„Hört mir zu, Nawab, und auch Ihr, General. Der König von England steht über mir und diese Herren treten vor sein Antlitz mit den Schuhen an ihren Füßen. Sollen sie es also nicht auch bei mir thun? Behalten sie etwa ihre Hüte in meiner Gegenwart auf? Antwortet mir, Excellenz!“

„„Nein, dies thun sie nicht, Eure Majestät.““

„Nun seht, das ist ihre Art ihren Respect zu bezeugen. Sie nehmen ihre Hüte ab und Ihr zieht Eure Pantoffeln aus. Aber ich will gleich eine Wette mit Euch eingehen, ich erlange es von ihnen, daß sie ihre Schuhe ausziehen und außen lassen, wie Ihr es thut, wenn Ihr Euren Turban abnehmt und ebenfalls außen laßt, wie sie es thun.“

Der Nawab sprach nie wieder ein Wort über diesen Gegenstand und schien beruhigt. Der Verlust des Turbans gilt als die größte Herabwürdigung unter den Moslems.

Ehe wir dieses Kapitel schließen, seien noch zwei der Belustigungen des Königs Erwägung gethan, nämlich des Froschhüpfens und des Schneeballwerfens.

Wir befanden uns in einem großen eingeschlossenen Raume zu Dschangonge, einem der Gartenpaläste, wo oft Thierkämpfe stattfanden. Dieser Gartenraum mochte etwa drei bis vier Acker Fläche enthalten und war mit einer hohen Mauer umgeben. Hatte Jemand dem Könige eine Beschreibung von dem Kinderspiele des Froschhüpfens gemacht oder hatte er vielleicht eine Abbildung desselben gesehen, genug, er machte sich einen großen Begriff von diesem Spiele. Die Indier mußten außerhalb des Gartens bleiben, die schweren Thorflügel wurden zugemacht und Se. Majestät verlangte, daß wir alsbald beginnen sollten. Der Capitain der Leibwache stellte sich gebückt vor den Hofmeister, die Hände auf die Knie ge-

stützt, der Bibliothekar vor den Maler. Nun ging es los, indem wir uns anfänglich so niedrig als möglich bückten, um das Darüberspringen zu erleichtern, denn keiner von uns war in diesem Spiele besonders geübt. Nach und nach aber wurden die Böcke höher und höher. Hofmeister, Barbier, Capitain, Bibliothekar und Maler geberdeten sich wie Schulknaben, bald überspringend, bald sich niederbückend. Es war eine heiße Arbeit, das kann ich versichern. Se. Majestät blieb nicht lange müssiger Zuschauer dieses Schauspiels; er wollte die Sache auch versuchen. Der König war mager und nicht sehr kräftig. Zufällig stand ich ihm am nächsten, er rannte mit einem Rufe auf mich zu, ich machte ihm einen Bock und er setzte flink über mich hinweg. Da er leicht und ein guter Reiter war, gelang ihm der Sprung vollkommen. Nun stellte er sich vor mich hin. Ich hätte sonst etwas darum gegeben, wenn ich hätte loskommen können; aber er bestand darauf, daß ich springe und es verweigern, würde ihn sehr beleidigt haben. Ich rann, sprang, der Bock beugte sich nieder, ich mit ihm und Se. Majestät der König und der Verfasser dieser Zeilen wälzten sich zusammen in den Blumenbeeten. Aergerlich aufstehend rief der König:

„Bopperi Bopp! Sie sind schwer wie ein Elephant."

Ich fürchtete, er möchte erzürnt sein; er war es aber nicht. Der Barbier machte vor ihm sogleich einen geschickten Bock und er sprang munter darüber. Der Hofmeister, ein dürrer schmächtiger Mann, war der leichteste von uns und sprang mit Glück über den König hinweg. Noch lange ging das Spiel in bester Ordnung fort, bis Se. Majestät erschöpft war und Eisclaret verlangte. Oft aber wurde der Spaß später wiederholt.

Mit dem Schneeballwerfen ging es folgendermaßen zu. Es war um die Weihnachtszeit, welches Fest in Indien der große Tag der Sehibs genannt wird. Eben befanden wir uns wieder in demselben Garten zu Dschangonge und gingen uns unterhaltend umher. Das Gespräch über Weihnachtsbelustigungen führte uns auf

den Winter, der Winter auf den Schnee und dieser auf die Schneebälle. Wir beschrieben Sr. Majestät die Kunst und die Kurzweil des Schneeballwerfens, so gut wir konnten; es war dies aber keine leichte Sache bei einem Manne, der nie Schnee gesehen hatte.

Im Garten wuchs eine Sorte großer gelber Blumen im Ueberfluß, welche nur in Indien vorkommt und wovon eine kleinere Art in Calcutta zur Christzeit häufig zur Ausschmückung der Häuser benutzt wird. Diese Blumen sind nicht ganz so groß wie Georginen, diesen aber in der Form sehr ähnlich. Als wir dem Könige das Werfen mit Schneebällen nach besten Kräften beschrieben, pflückte er drei oder vier dieser gelben Blumen und warf mit ihnen nach dem Bibliothekar, der eben der entfernteste der Gesellschaft war. Gleich guten Höflingen folgten wir dem königlichen Beispiele und bald ward jeder rechts und links beworfen. Die Blumen dienten als Schneebälle und wir Alle gingen mit froher Laune auf das Spiel ein. Se. Majestät betheiligte sich recht königlich am Kampfe und feuerte immer drei Bälle für einen nach ihm gezielten ab. Dabei lachte er und freute sich über die seltsame Unterhaltung. Als wir aufhörten, waren Alle mit gelben Blättern bedeckt, welche haufenweise in unsern Haaren und auf unsern Kleidern, wie auch auf des Königs Hut hängen geblieben waren. Was die Gärtner über die Verwüstung im Garten sagen würden, war uns gleich, denn der König hatte sich belustigt. Auch dieses Spiel wurde, so lange die gelben Blumen blühten, noch oftmals wiederholt.

## Drittes Kapitel.

### Eine Jagdpartie.

Eines Tages drehte sich die Unterhaltung an der königlichen Tafel um die Jagd und das Schießen, als Einer aus unserer Gesellschaft die Bemerkung machte, an dem Jiel oder kleinen See, einige Meilen von der Stadt müsse sich herrlich jagen lassen. Der König in sehr guter Laune äußerte sogleich:

„Ich habe von diesem Jiel gehört; wir wollen einen Ausflug dahin machen und ein Wenig schießen. Ich möchte wohl sehen ob ich einige wirkliche Jäger um mich habe." Es ward sogleich Befehl zu diesem Zwecke ertheilt und bestimmt, daß wir uns am folgenden Tage an einem der Paläste in der unmittelbaren Nähe des Wasserbeckens einfinden sollten.

Dieser Palast, Dil-keschar (Herzenswonne) genannt, war nur wenige Stunden entfernt, so daß wir auf dem Wege dahin vermutheten, den Abend wie gewöhnlich im Stadtpalaste zuzubringen und deshalb keine Vorsorge für die Nacht getroffen hatten. Der König war mit seinem indischen Gefolge bei unserer Ankunft schon zugegen und wir erwarteten die Aufforderung, Sr. Majestät sogleich an den See zu folgen. Diese erfolgte jedoch zu unserer Verwunderung nicht, der Tag verstrich und der Abend näherte sich, während wir uns durch Billardspiel die Zeit vertrieben. Um neun Uhr wurden wir, wie gewöhnlich, zur Tafel geladen und das Essen verging, ohne daß Jemand Lust hatte, zu fragen, warum nichts aus der Jagd geworden sei. Um Mitternacht entließ er die Verheirathen von uns nach ihren Wohnungen in die Stadt, während er die Anderen aufforderte, die Nacht bei ihm im Palaste Dil-keschar zuzubringen, worauf er sich in's Harem begab.

Wenn wir Sr. Majestät auf einige Entfernung außerhalb der Stadt begleiteten, führten wir stets, wie dies in Indien üblich ist,

unsere Betten, unsere Diener und unsere Garderobe mit uns. Wo täglich ein vollständiger frischer Anzug, von den Strümpfen bis zur Jacke, nothwendig ist, kann man sich mit einfacher Reisetasche nicht auf die Reise begeben. Ich ließ mir daher meinen Palankin, in welchem ich oft außerhalb der Stadt meine Nächte zuzubringen pflegte, und meine Garderobe durch meine Diener aus Lackno hierherbringen.

Unter mancherlei Vorwänden hielt uns der König in diesem abgelegenem Palaste eine Woche lang zurück, indem er uns persönlich das Versprechen abnahm, den See nicht eher zu besuchen, als bis Alle sich dahin begeben würden. Endlich brachen wir dahin auf und waren äußerst überrascht und erfreut über den Anblick, den uns der See und die Größe der Vorbereitungen, die man für die Jagd getroffen hatte, gewährten. Der König hatte beabsichtigt, uns zu überraschen, daher die Verzögerung. Da der Boden von dem Wasserspiegel nach der Seite zu, von welcher wir uns näherten, aufstieg, so konnten wir keine Spur des See's und der Vorbereitungen erblicken, bis wir den Hügel vor uns erstiegen hatten.

Das Wasserbecken, welches in der glühenden Beleuchtung des Sonnenunterganges vor uns erglänzte, mochte etwa eine Stunde lang und halb so breit sein. Dichter Wald umgrenzte es von allen Seiten bis auf eine freie Stelle in unserer Nähe; die Bäume standen bis dicht an das Wasser herab, mit weit überhängenden Zweigen. Nach uns zu rundete sich das grasige Ufer zu einer kleinen Bucht, von welcher der Boden allmälig zu der Höhe aufstieg, auf welcher wir standen. Rings um diese kleine Bucht nun breitete sich ein Lager aus, in dessen Mitte sich das prächtig verzierte Zelt des Königs befand, welches sowohl an den purpurfarbigen Streifen wie an der dreieckigen grünen Flagge kenntlich war. Hinter demselben standen die Zelte des Harems für die Gemahlinnen und deren Gefolge, für die weiblichen Sipahis und Dienerinnen, für die Tänzerinnen, Sängerinnen, Aufwärterinnen und Andere.

Auch der Resident, jener wichtige englische Beamte, der am Hofe zu Audh über das britische Interesse zu wachen und den König stets im Auge zu behalten hat, wollte die Versammlung mit seiner Gegenwart beehren; sein schön decorirtes Zelt war rechts von dem des Königs aufgeschlagen. Auf der anderen Seite hatte man in gleicher Entfernung ein viereckiges Zelt für uns, die europäischen Mitglieder des Hofstates, bereitet. Dies war jedoch nicht Alles. Es gab außerdem noch Zelte für den Nawab oder ersten indischen Minister, für dessen Sohn, den Oberbefehlshaber, für den Polizeigeneral, für die vielen Officiere, wie für das zahlreiche Gefolge. Zwischen dieser kleinen linnenen Stadt sah man zahlreiche Elephanten, Pferde und Kameele truppweis vertheilt und da und dort Haudehs, Palankine und alle die verschiedenen Reise- und Transportmittel, welche die höheren indischen Damen bedürfen. — Der König hatte seine Absicht, uns in Erstaunen zu setzen, vollständig erreicht, und freute sich sehr über unsere aufrichtige Bewunderung des schönen und glänzenden Schauspiels. Zwar lag die Frage nahe, warum in solcher Nähe der Stadt, daß man den See leicht besuchen, den ganzen Tag dort jagen und Abends bequem wieder nach Lackno zurückkehren könne, so große Anstalten nöthig wären? Doch hielten wir eine Andeutung dieser Ansicht nicht für schicklich, bewunderten den See, die herrliche Scenerie um denselben und freuten uns über das Lager und seinen ächt orientalischen Anblick. Die Befriedigung des Königs hierüber ließ uns vergnügten Stunden entgegensehen. Doch fanden wir bald, daß in Gesellschaft eines indischen Königs zu jagen ein ganz anderes Ding ist, als wenn man dieses Vergnügen in der Begleitung gewöhnlicher Leute genießt. Er wollte die Jagd ganz für sich allein haben und hatte sie auch mehrere Tage allein. Man hatte am Ufer der erwähnten Bucht einen Schirm aufgestellt, welcher verhindern sollte, daß der König vor dem Feuern von dem Geflügel gesehen werde. Durch gedörrtes Korn und durch Reis, auf die Oberfläche des Wassers gestreut, lockte man die Vögel in großer

Menge zur kleinen Bai, und wenn sich dann Hunderte, ja Tausende derselben auf dem Wasserspiegel versammelt hatten, und das Lager sich ruhig verhielt, um sie nicht zu stören, ward Sr. Majestät benachrichtigt, es sei Alles bereit. Der König ging dann geräuschlos nach dem Schirm hinab, von einem Diener mit dem englischen Gewehre gefolgt, stellte sich hinter das Versteck und brachte die Mündung seiner Jagdflinte in eine hierzu angebrachte Oeffnung. Die Vögel schwammen umher, pickten die Körner auf, stritten sich darum, schrieen und flatterten hierhin und dorthin, ganz in ihre Beschäftigung vertieft, ohne eine Ahnung von Se. Majestät und deren Mordgewehr. Da fuhr Feuer und Rauch aus dem Laufe; der König hatte selbst gefeuert und damit eine That vollbracht, die er als nichts Geringes bei einem Jäger schätzte. Das Schrot fuhr gleich Hagel unter die Vögel, ging aber auch zum großen Theil über sie hinweg, denn der junge Fürst war kein besonderer Schütze. Mit lautem Geschrei stieg das Geflügel in die Luft und verschwand im Walde, während königliche Diener sich in das Wasser stürzten, die verwundeten und todten Thiere zu holen. Komisch genug brachten sie aber gewiß doppelt soviel aus dem Wasser, als der König getroffen hatte und thürmten sie in kleinen Haufen vor Nasr-eddin, der „Zuflucht der Welt", auf. Und hätte Se. Majestät nicht einen Einzigen getroffen, sie würden doch eine hübsche Auzahl herausgebracht haben. Da Allen daran liegen mußte den König in guter Stimmung zu erhalten, so hatten die Diener vorher schon ihre Weisung erhalten. Sie hatten die Vögel unter ihrer Kleidung verborgen und zogen sie unter dem Wasser aus derselben hervor.

Nach der Ankunft des Residenten und seiner Gesellschaft verzichtete der König auf die alleinige Jagd. Die Freunde des Residenten schossen und wir ebenfalls. Ein Boot wurde herbeigeschafft, und indem wir über den See fuhren, erfreuten wir uns einer ausgezeichneten Jagd. Nun wurden auch die abgerichteten Falken herbeigebracht und es setzte in Erstaunen, den Instinkt dieser Thiere

zu beobachten, mit welchem sie die Bemühung ihrer Abrichter belohnten. Endlich wurden auch gewöhnliche Reiherfalken angewendet, doch war der Gebrauch, den man jetzt von ihnen machte und für welchen sie eigens geschult waren, ein ganz eigenthümlicher und bekundete eine so außerordentliche Klugheit dieser Thiere, wie man sie nicht erwartet hätte. Nachdem man wiederum durch ausgestreutes Korn einen großen Schwarm Wasservögel herbeigelockt, ließ man vier oder fünf Falken zugleich steigen. Bei unserm freien Erscheinen am Ufer mit der Flinte in der Hand flog dann mit einem Male der lebendige Vögelschwarm in die Luft, da jedoch die Falken in raschem Fluge über ihnen kreisten, wagte es das Wassergeflügel nicht, sich hoch zu erheben. Auf solche Weise ward nun unsere Beute mitten in der Luft festgehalten, bis Hunderte der furchtsamen Thiere durch das Bewachen der Falken ihr Leben eingebüßt hatten. Das Ganze bildete einen sonderbaren, aber einzigen Anblick. Man denke sich die im einförmigen Kreisfluge in der obern Luft schwebenden Falken, unter ihnen die flatternden Gefangenen, die bald hier bald da zu entkommen suchten und sich doch feig zusammendrängten, mit der bunten Gruppe der Jäger am Ufer!

Im Lager selbst herrscht geräuschvolle Beschäftigung, jeder Tag brachte neue Belustigungen. Doch hatte sich die Stimmung des Königs merklich verdüstert, da er sah, daß er als schlechter Jäger eine sehr untergeordnete Rolle zu spielen begann, so daß er sich veranlaßt fand aufzubrechen und zur Verfolgung größerer Jagd tiefer in das Land vorzudringen.

Nicht ohne Bedauern verließen wir den malerischen See und das wohlversehene Lager an seinen Ufern. Die Ausflüge mit dem Boote waren wirklich reizend. Wie köstlich war es, an den bewaldeten Ufern entlang und oft unter den überhängenden Zweigen hindurch zu rudern, bald einen Blick der verschiedenartigen Scenerie am aufsteigenden Gestade, das mit Zelten, Lastthieren, Leibgarden und bunten Volksmassen bedeckt war, erhaschend, bald Alles wieder aus

den Augen verlierend! Wie oft trafen wir, wenn wir in eine kleine überwachsene Bucht eindrangen, auf einen überraschten Reiher, der aus Misbilligung über unser Eindringen laut aufkreischte, mit seinen großen Flügeln, in dem Bestreben aufzusteigen, kräftig zusammenschlug und dann von einer wohlgezielten Kugel getroffen, hilflos niederstürzte. Wie hübsch sah es aus, wenn sich das kleinere Geflügel bei unserer Annäherung im Fluge zurückzog und oft ein größerer beherzterer Bursche noch zurückblieb, emsig mit seinem Fischfang beschäftigt. Das schönste Bild gewährte aber das Untergehen der Sonne, wenn der geröthete Himmel sich im Wasser spiegelte und die letzten glühenden Lichter die Laubkrone der Bäume golden umsäumten; wenn die frommen Moslems in der Nähe des Lagers im Freien ihr Mogrib oder Abendgebet verrichteten und sich ihre Figuren auf der Seefläche abspiegelten, wie sie den Boden küßten oder ihre Körper beugten, um auf den kleinen Decken niederzuknieen. Wie malerisch und weihevoll hierzu die flammende Beleuchtung, welche über diesen Betern lag, die entweder mit den prächtigen Uniformen der Leibgarde oder mit den bescheidenen Anzügen der Sipahis oder den geringen Kleidern der Eingebornen bedeckt waren. Selbst das Schreien und Kreischen der Vögel und Affen, die sich im Walde sammelten und einander zuriefen, vermochte das Feierliche dieser Scene nicht zu stören. Schweigsam standen die Elephanten am Ufer; eben so still lagen die wiederkäuenden Kameele, ihren biegsamen Hals zuweilen anmuthig bewegend, um ihren Futterknäuel wieder herauf ins Maul zu bringen. Auch die hier und da truppweis vereinten Pferde verzehrten still ihre Abendmahlzeit, während endlich nur noch das Gezwitscher kleiner Vögel und das Summen zahlreicher Insekten die allgemeine Stille unterbrachen. —

Das Lager ward abgebrochen und der große Jagdzug bewegte sich in nördlicher Richtung nach jenen Gegenden vorwärts, in welchen man Rothwild und Wildschweine, Tiger und anderes Wild

anzutreffen sicher war. Der Anblick dieses Zuges, der mehr dem Marsche einer indischen Armee als der Lustreise einer Jagdgesellschaft glich, machte es erklärlich, daß das Vorrücken nur sehr langsam von Statten ging. Wie groß allein war der Anhang und das Gefolge des Königs: der ganze Harem mit den sechs Hauptfrauen und zahlreichen Concubinen, den Tänzerinnen, Sängerinnen, den weiblichen Sipahis, eine kleine Armee zur Bedeckung aller dieser Frauen bildend. Dann die Leibwache in ihrer bunten Tracht von Blau und Silber, die mit allem Zubehör auf Lastwagen nachgeführten zahmen Lockhirsche, Falken und Dschitahs oder Jagdleoparden mit ihren Wärtern, dann die Elephanten, welche die Zelte und Bagage trugen, die theils zum Reiten, besonders im Botendienst, theils als Lastthiere benutzten Kameele mit der großen Menge der Pferde, und zu allem diesen noch der Zug der Eingeladenen mit ihren Elephanten, Pferden und Palankins. —

Die Landbewohner an denen der Zug vorüberging, geriethen in Bestürzung, denn noch nie zuvor hatte der König mit seinem Gefolge diesen Landstrich besucht und der Marsch eines morgenländischen Herrschers durch seine Besitzungen ist eine Plage für das Volk. Nicht allein, daß des Königs Diener auf diese Armen geringschätzig herabsehen, sie mishandeln und plündern; Männer, Frauen und Kinder müssen augenblicklich zu Gebote stehen, wenn es eine Schwierigkeit zu überwinden, eine unbrauchbare Straße herzustellen oder eine neue anzulegen gibt, und erhalten als einzigen Lohn nur Schläge. Daher die Angst dieser Landleute.

Wir erreichten endlich einen andern See, etwa vierzig bis funfzig englische Meilen von dem ersten entfernt, der doppelt so groß wie jener und wo möglich noch wildromantischer war. Je weiter wir nordwärts kamen, wurden die Schneegipfel des Himalaya mehr und mehr und deutlicher sichtbar, das Land ward gebirgiger, größere Strecken von Schilfmoor und Wald wechselten mit dem angebauten Lande. Mehrere Meilen weit hierher hatte es früher keine

Straße gegeben, auf des Nawab Befehl war aber in aller Eile eine geschaffen worden, um unserm weitläufigen und heterogenen Zuge das Weiterkommen möglich zu machen; sie führte mitten durch Reisfelder, durch Wälder und quer über werthvollen Maisboden. Das Lager ward in einiger Entfernung vom See, fast in derselben Ordnung und Aufstellung wie das frühere errichtet; jedoch fehlten hier der Resident und sein Gefolge. Auch des Königs Schießen war das frühere, nur machte es ihm das sumpfige Ufer weniger angenehm. Da es hier Reiher in Menge gab, so wurden die Falken herbeigeholt, und Keiner von uns außer dem Könige hatte früher eine so ausgezeichnete Reiherbeize gesehen. Der Flug des Falken, wenn er freigelassen ist, sein Kreisen in der Luft, erst langsam, dann immer schneller, der Anblick des aufsteigenden Reihers und seines immer höher fliegenden Gegners, welcher stets hoch über dem Fliehenden zu schweben strebt, die spannende Erwartung des Erfolgs, wenn der Verfolger endlich die gewünschte Stellung über seiner Beute gewonnen hat, der Moment wo er gleich einem Blitze niederschießt, Schnabel und Krallen gleichzeitig in den Rücken des Reihers gräbt, und dann der wirbelnde Fall beider Vögel, die sich bei ihrem Sinken oft um und um drehen, dies Alles war höchst sehenswerth und bleibt jedem Augenzeugen unvergeßlich. Bei dem Zusammenstoß der Vögel ritten und liefen Alle in größter Eile vorwärts, um bei dem Todeskampfe zu sein und zu sehen, wie sich der Falke von seiner Beute losmachen würde und ob beide Vögel vom Falle gequetscht und verwundet seien. Mit welcher Besorgniß wurde nicht der gefiederte Kämpfer beobachtet, ob er eine Beschädigung erlitten. War dies der Fall, so eignete sich gleichsam aus Aerger der Falke stets den besten Leckerbissen von seiner Beute an. Der König war ein guter Reiter und erfreute sich ungemein an dieser Art der Jagd. Nach diesen Jagden hielten wir in des Königs großem Zelte unsere Diners, ganz wie wir es im Palaste zu Lackno gewöhnt waren; nichts fehlte, was dort auf der Tafel erschien. Es mangelte diesen Mahlzeiten auch

nichts, um sie angenehm genug zu machen, wenn es nicht vielleicht einige Beschränkung im Genuß des Weines war. Die wohlgekochten Speisen, die geräumige Tafel, die dicken Wachskerzen, das prunkvolle Porzellan und das werthvolle Silbergeschirr, die tanzenden Mädchen und das weibliche Gefolge hinter des Königs Sessel mit den Fächern von Pfauenfedern: Alles ließ glauben, man befinde sich im Königsschlosse der Residenz und nicht an den fünfzig Meilen davon entfernten Ufern eines wildromantischen See's, von Wald und Schilfmoor umgeben.

Schwarzwild gab es jedoch ebenso wenig in der Nähe wie Tiger. Um ein Schweinestechen oder eine Tigerjagd zu haben, hätten wir noch weiter nördlich vordringen müssen. Da jedoch der Forst Rothwild in Menge barg, der König auch der Falkenbeize und des Schießens auf Wasservögel müde wurde, so ward bestimmt, eine dreifach verschiedene Jagd auf Hirsche vorzunehmen. Zuerst sollten die zahmen abgerichteten Hirsche angewendet werden, dann die Jagdleoparden ihren Dienst thun und schließlich eine regelmäßige Jagd zu Pferde und zu Fuß folgen. So lautete das Programm für die Belustigungen der nächsten Woche.

Auf unseren Ritten in der Nachbarschaft des See's, an welchem wir lagerten, stießen wir auf einen schönen freien Platz, den ein Wald begrenzte und der sich besonders für erstere Jagd zu eignen schien. Der anstoßende Forst enthielt eine große Anzahl Wild jener harmlosen Art, zu der auch das Rothwild gehört. Gewandte Treiber wurden in diesen Wald geschickt, um das Rothwild so unabsichtlich als möglich, das heißt ohne Gewalt zu brauchen oder viel Geräusch zu machen, jenem Punkte des Gehölzes zuzutreiben, der an den obenerwähnten Platz stieß. An diesem Orte versammelte sich auch nach und nach ein großes Rudel in scheinbarer Sicherheit, von ihren Wächtern, den kühnsten und kräftigsten der männlichen Thiere, beschützt. Wir hatten ungefähr ein Dutzend abgerichtete männliche Hirsche bei uns. Diese, wohlbekannt mit dem Geschäft,

für welches sie abgeschickt wurden, liefen in sanftem Trott über die Blöße dem Waldsaume zu und wurden hier von den Wächtern der wilden Heerde bemerkt, deren muthigste ihnen entgegengingen. Ob diese die Absicht hatten, sie friedlich zu bewillkommnen oder sie von ihrer Weide fortzutreiben, ließ sich nicht erkennen, in wenigen Minuten jedoch waren beide Parteien im heftigsten Kampfe mit einander. Kopf an Kopf, Geweih in Geweih, standen sich die wilden und zahmen Hirsche in größter Wuth gegenüber, wobei jedoch die zahmen Hirsche sich nur vertheidigungsweise verhielten. Der Kampf war kein erkünstelter, keine Spielerei, wie sie unter diesen Thieren vorkommt, sondern ein wahrhaft heißer Kampf. Nun erschienen wir in der Lichtung und näherten uns den Kämpfern. Das am Waldsaume noch unentschlossene Wild ergriff bei unserm Anblick die Flucht, die Streitenden wichen jedoch nicht von der Stelle und setzten ihren Kampf fort. Mittlerweile hatte sich eine zu diesem Zwecke abgeschickte Abtheilung indischer Jäger den wilden Hirschen genähert und sich zwischen dieselben und den Wald gestellt. Was ihre Absicht war, sahen wir anfänglich nicht, konnten sie aber nachher weder billigen noch unterstützen. Sie kamen dem Wild von hinten langsam näher, ohne von den Kämpfenden bemerkt zu werden, traten leise zu den Thieren und zerschnitten mit einem gewandten Schnitt ihrer langen Messer den armen Thieren die Kniefiechsen. Wir fühlten inniges Mitleid für die edlen Geschöpfe, als wir sie hilflos zu Boden sinken und unfähig den Kampf länger fortzusetzen, von den Lockhirschen niedergestoßen sahen. Einmal zu Boden gestürzt konnten sie sich nicht wieder erheben. Die zahmen Hirsche wurden sogleich zurückgerufen und keiner verfolgte seinen Sieg. Ihre Aufgabe war beendet und sie folgten, gleich guten Jagdhunden, fast gleichzeitig dem Rufe ihrer Wärter, wobei ihre zerfetzte Brust Zeugniß von der Hitze des Kampfes ablegte. Als wir heranritten, sahen wir sie triumphirend abziehen und, gleichsam stolz auf ihre Heldenthaten, über den Boden caprioliren, wobei sie ihre schönge-

zackten Geweihe fröhlich hin und her wiegten und sich zuweilen den Anschein gaben, als wollten sie noch einmal unter sich selbst kämpfen. Um so trauriger war der Anblick der besiegten Thiere, die kraftlos zusammengeknickt, einige auf der Seite, andere auf dem Bauche, dalagen und uns mit ihren großen schwarzen Augen anblickten. Ihre ganze Seele schien in den starren Augäpfeln concentrirt; in ihren Blicken lag ein Vorwurf über die unehrlichen Mittel zu ihrer Niederlage. Auf ein Zeichen des Königs endete man ihre Leiden, indem man ihnen die Kehle durchschnitt; das Einzige was hier zu thun war. Obwohl dies der alleinige Gebrauch war, den ich von den Lockhirschen machen sah, so erfuhr ich doch später, daß sie auf ähnliche Art verwendet würden, wenn man beabsichtige, ihre Gegner lebend und unverletzt zu erhalten. In diesem Falle nähern sich dem wilden Thiere zwei Männer mit einem Netze, schleichen still heran, werfen ihm das Netz über den Kopf und reißen den Hirsch mit einem plötzlichen Ruck zu Boden. Wird aber der Hirsch nicht niedergeworfen und vermag er sich gegen seine Angreifer zu wenden, so ist deren Leben in großer Gefahr. Es ist zugleich sehr schwierig, das Netz so zu werfen, daß das Geweih des zahmen Hirsches nicht mit umschlungen wird, besonders, wenn beide Thiere Kopf an Kopf, die Geweihe in einander, dicht beisammenstehen. Man paßt daher den Moment ab, wenn sie ein wenig von einander zurückweichen, um zu einem neuen Stoße auszuholen.

Nun kam die Reihe an den abgerichteten Leoparden oder Dschitah, seine Schuldigkeit bei der fortgesetzten Hirschjagd zu thun. Man sieht heutzutage manche dieser Thiere in den zoologischen Sammlungen Europa's, so daß eine nähere Beschreibung derselben unnöthig wird. Sie unterscheiden sich vom gemeinen Leoparden hauptsächlich in der Form des Kopfes, welcher kleiner und häßlicher bei ihnen ist, aber auch in den helleren und weniger verschiedenen Flecken des Felles. Im Ganzen ist aber der Dschitah größer und kräftiger, und soll, wenn ihn der Hunger in die Dörfer Ceylons treibt, sogar

erwachsene Menschen fortschleppen. Die Führuug des Dschitah vom Käfige zur Jagd ist durchaus keine leichte Aufgabe. Der Wärter hält ihn unterwegs an einer Kette, wie man es mit großen Hunden macht, und so lange es schnell über den Boden hingeht, folgt das Thier ziemlich gutwillig. Fesselt aber irgend etwas seine Aufmerksamkeit, vielleicht ein aus dem Wald kommendes Geräusch oder eine Spur, welche es an der Erde wittert, so wird sein Gang langsamer; es wirft den Kopf in die Höhe, schaut sich wild ringsum und würde bald nicht zu bändigen sein, wenn sein Führer auf dergleichen Fälle nicht vorbereitet wäre. Derselbe hält eine innen mit Salz bestreute Cocusnußschaale in seiner linken Hand und steckt vermittelst eines daran befindlichen Griffes, sobald er die Aufregung des Thieres merkt, ihm dieselbe über die Nase. Der das Salz sehr liebende Leopard verliert durch dasselbe die Witterung, vergißt den Gegenstand, der seine Aufmerksamkeit erregte, und ist eine Zeitlang wieder folgsam. So oft sich Wildheit zeigt, wird dasselbe Mittel mit Erfolg angewendet. Der Wettlauf, welcher stattfindet, wenn der Dschitah und sein Führer bis auf geringe Entfernung an die Beute unbeobachtet herangeschlichen sind und das Thier seiner Fessel entledigt wird, ist ebenso interessant, wie aufregend. Der um sein Leben besorgte Hirsch springt fliehend gerade aus über Alles hinweg, was seiner Flucht im Wege steht, wobei er mit ungestümer Energie bald große Sätze macht, bald läuft, watet oder schwimmt. Auf der andern Seite zaudert auch der blutgierige Dschitah nicht, den Hirsch, seine natürliche Beute, zu verfolgen. Hoch schießt er über alle Hindernisse hinweg, überspringt katzengleich die Gebüsche, setzt viel schneller über das Wasser, als es der Flüchtling vermag; — es ist ein eigner unvergeßlicher Anblick! Dabei ist aber die Aufgabe der Reiter auch keine leichte. Trotz aller Sorgfalt, Sr. Majestät eine gute Ansicht der Jagd zu gewähren, war es schwer mit dem Wettlaufe jener Thiere gleichen Schritt zu halten. Wir waren vortrefflich beritten und unsere mit dem Wesen dieser Jagd wohlvertrauten

Pferde behielten so gut wie wir die Augen auf den fliehenden Hirsch und seinen Verfolger gerichtet; was jedoch besonders in dem steifen Grase und in sumpfigem Boden sehr schwierig war. Da es hier keine Straße gab und wir den Weg nicht wählen konnten, jagten wir über Stock und Stein dahin, uns möglichst zusammenhaltend; denn der König würde es uns nicht vergeben haben, wenn wir ihm vorausgeritten wären. Bald ging unser Ritt durch ein steiniges Flußbett, welcher in dieser Jahreszeit ausgetrocknet war, bald kamen wir über langes starres Gras, das in Büscheln wachsend, den Pferden das Auftreten unsicher machte, während der Dschitah leicht darüber hinwegeilte, ohne anscheinend ein festes Auftreten nöthig zu haben; bald gelangten wir zu einer offenen Stelle, die mit einer Art zwei bis drei Fuß hohen struppigen Buschholzes bewachsen war, durch welches sich die Pferde rechts und links hindurch zwängen mußten, ohne die Richtung beibehalten zu können. Endlich hatte der Hirsch in schnellem Laufe die Nähe des Waldes erreicht. Hätte er in denselben einzudringen vermocht, so waren wir überzeugt, daß die Jagd, wenigstens von unserer Seite, vorüber sei, denn kein Pferd hätte das dicke Unterholz eines tropischen Waldes durchbrechen können. Der Hirsch erreichte jedoch den Wald nicht. Entkräftet durch die anstrengende Flucht und gelähmt durch die Furcht vor dem immer näher kommenden, unermüdlichen Feinde, sprang das geängstigte Thier kopfüber in ein kleines Dickicht, welches es für den Anfang des Waldes halten mochte und blieb einige Augenblicke mit den gezackten Geweihen im verschlungenen Ästgestrüpp hängen. Eben als es sich losgemacht hatte und seine Flucht fortsetzen wollte, saß auch schon der Dschitah mit einem weiten Sprung auf ihm. Der König war befriedigt, für ihn war nun die Jagd beendet. Da er von uns gehört hatte, daß bei unsern Fuchshetzen sich die Jäger den Schwanz dieses Thieres zu verschaffen suchen, befestigte auch er triumphirend die Blume des Hirsches an seiner Jagdmütze.

## Viertes Kapitel.

### Eine böse Nacht.

Wir lagerten um jene Zeit einige Meilen nördlich von einem Dorfe, Misrik genannt, zwischen der Gumty und einem ihrer Zuflüsse, der Kuthiny. Eine unserer Unternehmungen, war es ein ungewöhnlich weites Rennen mit dem Dschitah oder die Nachspürung eines Rudels Hirsche, hatte uns ziemlich weit vom Lager entfernt und uns an den Rand eines kleinen Wasserbeckens gebracht, dessen Ufer mit einem schönen feinen weißen Sande bedeckt waren, der seinem herben scharfen Geschmacke wie seinem Ansehen nach fein gepulvertem Salpeter sehr ähnlich sah. Es war dieser Sand oder Niederschlag auch schon der Gegenstand gelehrter Untersuchungen indischer Geologen gewesen und ohne Widerrede als Salpeter angenommen worden. Bei meiner Unkenntniß in solchen Dingen kann ich mich nur auf das Zeugniß meiner Sinne verlassen, diese aber versicherten mich, daß es blos feiner Sand sei, wie man ihn ähnlich zuweilen an der Seeküste findet, nur etwas weißer von Farbe. Das Wasser des Jiel oder kleinen See's war etwas salzig, wie man es nicht hätte erwarten sollen, und als wir über den weißen Staub erst schnell, dann langsamer ritten, wirbelten Wolken dieses Staubes in die Luft und verbreiteten sich um und über uns, als ob er nicht schwerer als die Atmosphäre sei. Zum Glück war es nicht windig, wir wären sonst gewiß blind geworden. Unsere Augen, Nasenlöcher, Ohren, wie der Mund füllten sich mit diesem bitterätzenden Pulver und das kleinste Theilchen desselben, wenn es auch nicht sichtbar war, hatte doch Größe und Schärfe genug, ein beißendes Schmerzgefühl zu hinterlassen. Unsere Pferde fühlten diese Wirkung so gut wie wir und schnaubten und niesten heftig, um diesen Eindruck los zu werden, wendeten sich auch bei jedem Tritte nach dem Wasser, welches sie doch nicht trinken konnten.

Dieser höchst unbehagliche Ritt war der Anfang vom Ende unserer denkwürdigen Jagdpartie. Der salpetrige Staub drang mit ebensowenig Ceremonie in die königliche Nase und Augen, wie in unsere plebejischeren Organe. Se. Majestät fluchte in bestem Hindostanisch und schlechtem Englisch, wie man es ihm nicht zugetraut hätte.

Abends zu unseren Zelten zurückgekehrt, begaben wir uns wie gewöhnlich zum Diner. Se. Majestät hatte sich noch nicht von der Beschwerde erholt und der beißende Staub reizte noch immer seine Nase und seine Augen. Er fühlte sich daher unbehaglich, verdrießlich und ohne seine gewohnte Laune. Wir erfreuten uns an diesem Abende keiner besonderen Freundlichkeit von ihm, und weder die Possen des Barbiers oder die etwas geistreicheren Witze der Hofnarren, noch das Tanzen der Mädchen brachten ihm seine gute Laune zurück. Er war unwillig, daß man den Ort betreten und ihn nicht vorher von dieser Unannehmlichkeit benachrichtigt habe. Selbst die Idee eines gelehrten Freundes, daß aus diesem Niederschlage vielleicht eine sehr einträgliche Grube werde, fesselte nur für einen Augenblick des Königs Aufmerksamkeit, ward bald vergessen und reichte nicht hin, seine Misstimmung zu heben. Er zog sich ungewöhnlich zeitig in sein Harem zurück und wir gingen nach unseren Zelten. Wehe dem armen Weibe, welches das Unglück hat, in einem solchen Momente einem gereizten Despoten zu misfallen oder dessen Widerwillen zu erregen. Ein zufälliges Niesen, ein lauteres Husten als schicklich ist, ja selbst eine ungraziöse Bewegung zieht dann schreckliche, kaum denkbare Strafen, vielleicht eine Tortour nach sich, bei deren Erwähnung schon ein europäisches Weib schaudern würde. Und doch kommen solche Unthaten in einem indischen Zinenah sehr oft vor. Die höheren Beamten wissen, daß es nur zu oft geschieht, aber sie sind zu schwach, es zu bestrafen oder zu verhindern. Das Zinenah und das Harem sind geheiligte Orte und die Sclavin, welche die ensetzlichen Geheimnisse desselben ver-

riethe, würde eines langsamen und qualvollen Todes von der Hand derselben Frau sterben, welche ihre Enthüllungen schützen sollten. Ein Häuptling oder ein reicher Mann, der zur Grausamkeit geneigt ist, kann despotisch und tyrannisch genug handeln, ein König aber mit der unbestreitbaren Macht über Tod und Leben, kann in der Wuth und im Zorne foltern und morden, ohne Rechenschaft zu geben. „Meine Frau wird bald gebären," sprach ein roher indischer Radschah zu seinem europäischen Freunde, einem Anwalte, „wenn sie mich aber nicht zum Vater eines Sohnes macht, werde ich sie mit meiner Jagdpeitsche zu Tode hauen." Das Kind, was geboren wurde, war ein Mädchen und zwei Tage später verbrannte man den Leichnam der Frau. Wie sie starb hat Niemand außerhalb des Zinenah jemals erfahren. Die Thatsache der Drohung allein ward erst lange nachher bekannt, als es im Interesse des Anwaltes lag, den Radschah in seiner letzten Lebenszeit für wahnsinnig auszugeben, um dessen letzten Willen annulliren zu können.

Bis zu diesem Abschnitte unserer Jagdpartie hatten wir ausgezeichnet schönes Wetter gehabt. Wir erwachten jedoch, kurz nachdem wir uns schlafen gelegt hatten, von einem heftigen Gewitter, das von einem starken Regengusse, dem Vorläufer eines wechselnden Monsun, begleitet war. Der Donner schien gerade über unseren Köpfen zu rollen und nicht weiter von uns entfernt zu sein, als die obere Pfahlspitze unseres viereckigen Zeltes. Die Blitze, so heftig, wie man sie außer den Tropenländern selten sieht, fuhren in ihrem Zickzackfluge durch die Luft und erleuchteten Alles mit ihrem bleichen aber durchdringenden Lichte. Aller zwei oder drei Secunden konnten wir einen Augenblick lang alle Gegenstände im Zelte so deutlich wie möglich erkennen und selbst die dunklen Umrisse der Wolken waren durch die doppelte Leinwanddecke sichtbar. Sogleich aber kehrte die Finsterniß, die tiefe unheimliche, undurchdringliche Finsterniß zurück.

Es mochte etwa Mitternacht sein. In den Pausen, welche

der Donner machte, hörten wir draußen den Wind gleich einem Dämon pfeifen und heulen. Unser Zelt hob sich auf und nieder, bauchte oft auf einer Seite auf, um ebenso plötzlich zurückzufallen; die Zeltstangen schwankten, wenn die Leinwand daran klappte. Wir waren überzeugt, das Zelt werde zusammenstürzen und theilten, da wir Alle erwacht waren, diese Befürchtung einander mit. Wir waren jedoch im Irrthum. Die Diener waren bereits bemüht, hier einen Pflock festzuschlagen, da ein Tau zu befestigen, und Alles blieb sicher. Soviel aber hörten wir, im Lager herrschte große Aufregung. In stillen Momenten vernahmen wir außer dem Wiehern der Pferde, dem Geschrei der Kameele und dem Brüllen der Elephanten, den Lärm von Menschen, die einander zuriefen.

„Einige der Thiere werden sich losgerissen haben," sagte einer meiner Gefährten, als ihm eine Pause des Donners und Windgeheules gestattete, sich vernehmlich zu machen.

Endlich ließ das Unwetter nach, der Lärm im Lager dauerte jedoch fort und ward lauter und immer lauter.

„Gewiß haben sich mehrere der Thiere losgerissen," sagte abermals einer von uns. „Wenn nur die Elephanten nicht unter unsere Zeltstricke gerathen oder gar in die Zelte hereinkommen."

Mit diesem Wunsche und dem Befehle an unsere Diener, darauf zu sehen, daß die losgerissenen Thiere uns nicht störten oder unserm Zelte sich nicht näherten, legten wir uns wieder zum Schlafen nieder.

Da unser Zelt sehr gut war und uns der Regen wenig belästigte, verfielen wir bald in jenen Zustand halber Bewußtlosigkeit, welche dem Schlafe vorhergeht. Halb wachend, halb schlafend, bewußt und unbewußt, ergötzte ich mich an dem Gefühle der Sicherheit und Behaglichkeit, das mir mein Feldbett gewährte, wenn ich an den Zustand außerhalb des Zeltes dachte. Der Lärm der Thiere und das Schreien der Menschen wurde aber so laut, daß ich unmöglich einschlafen konnte.

„Geh hinaus, Boxu," sagte ich zu meinem Diener, sieh nach, was der Lärm zu bedeuten hat."

Boxu ging. Ehe er zurückkehrte, ward ein anderer unserer Diener an die Zeltthür gerufen und wir hörten die Anmeldung eines „Boten der Zuflucht der Welt," also eines königlichen Dieners.

Die Botschaft war an den Hauptmann der Garde, einen unserer Zeltgenossen, und befahl ihm, so schnell als nur möglich vor dem König zu erscheinen. Nun war es mit allem Schlaf zu Ende. Es mußte etwas Außerordentliches im Werke sein, um den Capitain in einer solchen Stunde zum König zu rufen. Der Bote wußte nichts weiter, als daß große Aufregung im königlichen Quartier herrsche und daß der Wind eines der königlichen Zelte niedergerissen habe. So wenig diese Nachricht besagte, gab sie doch Grund genug zum Denken. Der Nawab hatte die Aufsicht über das Lager. War der König vielleicht so zornig, den Nawab arretiren oder gar hinrichten zu lassen? War vielleicht irgend ein fürchterliches Ereigniß im Zinenah geschehen und dieser Tumult die Folge? War vielleicht — die Muthmaßungen nahmen kein Ende. — Mein Diener kam kurz nach des Hauptmanns Fortgange mit der Nachricht zurück, es herrsche allgemeine Bewegung. Weiter wußte er aber nichts und Niemand hatte ihm etwas Näheres sagen können. Er war selbst soweit gegangen, einen Dschimedar oder indischen Officier zu fragen, hatte aber auch von ihm nichts erfahren.

Dies war nicht viel, und bei dem Regengusse fühlte sich Niemand von uns aufgelegt, persönliche Erkundigungen einzuziehen. Da erschien der Hauptmann wieder.

„Seid auf Eure Sicherheit bedacht, meine Herren, und sorgt für Eure Sachen; wir reisen fort."

„„Fort? Wohin? Wer?"" fragten wir zugleich.

„Der König geht in einer halben Stunde nach Lackno ab. Wir, das heißt alle Truppen, müssen ihn begleiten; seine Frauen

reisen mit ihm. Er ist erschrecklich ärgerlich und scheint sehr eilig zu haben, sogleich nach der Hauptstadt zurückzukehren. Gebt daher, wie ich sage, auf Eure Sachen Acht, sonst möchte sie das Landvolk in Beschlag nehmen." Auf ähnliche Weise fuhr der Hauptmann fort, als er einpackte und sich zur Abreise vorbereitete, bald einem Diener Befehle ertheilte, bald einem andern Sachen übergab, mit der Weisung, Acht darauf zu haben.

„Glaubt Ihr wirklich, daß unser Eigenthum in Gefahr ist?" fragte ich.

„„Wenn Ihr es muthig vertheidigt, nicht,"" war seine kühle Antwort; „„aber die armen Leute, die durch des Königs Diener geplündert und mishandelt wurden, werden gewiß über das Lager herfallen, sobald sie erfahren, daß der König und die Garde fort sind. Dies ist immer der Fall.""

Es war uns ganz unmöglich, schon jetzt mit dem König abzureisen; dazu hatten wir gar nicht die nöthige Dienerzahl. Außerdem lautete noch des Königs Befehl, daß wir mit dem Nawab zurückkehren sollten. Fünfzig englische Meilen in einem entlegenen Theile von Audh sind eine ganz andere Sache, als dieselbe Strecke auf einer gut gehaltenen europäischen Chaussee. Wir hatten jeder einen Elephanten und ein oder mehrere Pferde; bei einem solchen Wetter waren aber auch bedeckte Fuhrwerke und Palankine nöthig und die Palankine erforderten unterwegs Relais, um sie weiter zu tragen. Was wir von unseren Sachen nicht mit uns nahmen, war sicherlich verloren, denn was die Landbewohner nicht plünderten, war eine Beute der Diener des Nawabs. Es ließ sich daher nichts thun, als ruhig den Morgen abzuwarten, um dann zu sehen, wie viel Leute uns der Nawab ablassen würde und was sich am Besten unter unseren Umständen würde thun lassen.

Wir hörten das Schnauben der Pferde und den einförmigen Gesang der Palankinträger, wie das schwere Auftreten der Elephanten schwächer und schwächer werden, je weiter sich des Königs

Zug in seiner Eile entfernte. Da gab es kein Hinderniß, keine Verzögerung; was Se. Majestät wünschte, mußte sogleich vollzogen werden.

Noch plätscherte der Regen auf unser Zelt und außen war traurige finstere Nacht. Unsere Lampe stand auf einem Tischchen in der Mitte des Zeltes, erleuchtete aber wegen der dunstigen dicken Atmosphäre das Innere nur schwach. Abermals streckten wir uns auf unsere Feldbetten, von denen je zwei an einer Langseite des Zeltes standen. Die Palankine standen an den Thüren, der meine innerlich quer vor, denn wir hatten die Warnung des Capitains nicht vergessen. Zugleich war ausgemacht worden, daß Einer von uns nach dem Andern eine Stunde lang bis zum Anbruch des Tages wachen sollte. Ein Paar geladene Pistolen und ein Säbel lagen auf der Tafel, an welcher der erste Wächter seinen Platz einnahm. Es war dies ein Mann, der früher Dragonerofficier in österreichischen Diensten gewesen war und dem ein ungeheurer Schnauzbart ein sehr martialisches Ansehen gab. Mehrere Diener lagen verstreut auf dem Fußboden im Zelte. Auf diese konnten wir uns nicht sehr verlassen, denn sie fürchteten sich vor denselben Bewohnern der Umgegend, die sie noch Tags zuvor als gewaltige Prahler verächtlich angesehen hatten.

Unser militairischer Wächter hatte sich so gesetzt, daß er beide Thüren im Augen hatte. Mit der schwachen Erinnerung, daß ich sah, wie er seine Beine gegen die Tafel ausstreckte, seinen Stuhl zurückschob, seine beiden Hände in den Gürtel der weiten Schlafhosen steckte und dazu die allerfeinste Manillacigarre paffte, wie sie nur des Königs Leute kennen, fiel ich wieder in Halbschlummer. Meine Lagerstatt war die nächste an der Thüre links, unser Dragoner saß mit dem Rücken nach ihr zu und mein indischer Diener schnarchte mächtig am Boden neben meinem Bette, so fest in seine Kleider eingewickelt, daß weder Kopf noch Füße sichtbar waren und er einem Bündel schmuziger Wäsche ähnlicher sah als einem Men-

schen. Noch war mir soviel Bewußtsein geblieben, daß ich auf ein schwaches Geräusch, wie ein heimliches Kriechen in meiner nächsten Nähe, aufmerksam wurde. Dadurch ermuntert öffnete ich die Augen, ohne mich zu bewegen. Da sah ich denn einen dunkelbraunen Arm wie aus der Erde heraufslangen und ein Bündel ergreifen, das auf einer Blechbüchse in einem Winkel bei mir lag. Ich wußte zu genau, daß alle reine Wäsche, die ich mit mir führte — und ich hatte fast die sämmtliche von Lackno mitgebracht — sich in diesem Packet befand, um nicht sogleich aufzuspringen und einen Griff nach dem langen braunen Arme zu thun. Er verschwand jedoch und mit ihm die Wäsche, ehe ich ihn packen konnte. Als unser Wachtposten einen Ausruf von mir hörte, ergriff er eine der Pistolen und richtete sie einen Moment gerade auf mich, der ich auf den Knieen lag, wobei er scharf den Raum zwischen meinem Lager und der Thüre beobachtete. Es war dies Alles das Werk eines Augenblickes und ich überzeugt, daß der Räuber noch nicht Zeit gehabt habe, zu entkommen. Der Wächter näherte sich mit der Pistole in der Hand; ich sprang auf und ergriff einen Säbel. In demselben Momente glitt der Dieb leise wie eine Schlange unter meinem Bette hervor und schlüpfte nach der nächsten Thüre, zu welcher er wahrscheinlich hereingeschlichen war.

Indessen waren Alle erwacht und richteten sich erschreckt und ängstlich fragend auf. Wie ich schon bemerkt, stand mein Palankin quer vor einem der Eingänge; die Thüre desselben war offen, und als der Dieb längs dem Boden hinkroch, sah er ein, daß seine einzige Aussicht des Entkommens in einem gewaltigen Sprunge durch den Palankin bestand. Er riskirte es und sprang so leicht wie ein Affe hindurch. Der sich nähernde Dragoner sah den Dieb durch die Sänfte springen und feuerte. Ich selbst sah im Umdrehen, als ich den Säbel ergriffen, nur einen flüchtigen Schein, als er hinausglitt. Glücklicherweise hatte sich einer der Diener ohne alle Umstände in meinen Palankin gelegt und sprang erschrocken auf,

als der Dieb über ihn hinwegfuhr. Er kollerte aus der Sänfte durch die offene Leinwandthür des Zeltes und fiel außen auf den nassen Boden in dem Glauben, das Pistol sei wegen seiner Unverschämtheit auf ihn abgefeuert worden. Er und der Räuber fielen zugleich in den Koth, Einer erschrak über den Andern und glaubte sich von ihm angegriffen. Der Räuber entwischte und ließ den Diener und das Packet in einer Pfütze daneben liegen.

Wer jemals in tropischen Gegenden bei einer anhaltenden Hitze von fünfundzwanzig bis dreißig Grad reiste und die dunstige Luft, das Ausdünsten des Bodens, der Pflanzen, der Thiere und Menschen kennen lernte, begreift das Wohlthätige öftern Wechsels der Wäsche und begreift daher mein Misgeschick. Meine Freude über das Wiederauffinden des Packets ward sehr durch den Zustand desselben getrübt, denn ein dünner und schleimiger brauner Koth hatte Alles durchzogen.

Außerhalb unseres Zeltes war es auch böse hergegangen. Die Dorfbewohner hatten kaum entdeckt, daß der König mit der Leibgarde abgezogen sei, als sie in das Lager einbrachen. Wir hörten, noch ehe der Tag anbrach, das Schreien der Männer und Kreischen der Weiber aus der Nähe der königlichen Gezelte herüberschallen. Es war nicht möglich gewesen, daß die geringere Masse des weiblichen Gefolges das Harem hatte begleiten können und diese armen Frauen waren nun den Beleidigungen und Mishandlungen der aufgebrachten Bauern preisgegeben. Man drang plündernd in die Zelte ein, riß den Weibern den Schmuck von Händen und Füßen ab, brach die Kästen auf und eignete sich die den ersten Damen des Hofes gehörenden Kleider an. Daß wir nicht hinauseilten, nachzusehen oder den bedrängten Frauen beizustehen, hatte seine guten Gründe. Selbsterhaltung ist das erste Naturgesetz. Ueberdies war es Sache des Nawabs, das Lager zu beschützen. Die zurückgelassenen Weiber waren größtentheils abgedankte Concubinen, misfällige Tänzerinnen oder armes Gefolge und ein Betreten ihrer

Zelte würde von den Damen selbst gemisbilligt worden sein, hätte uns in Lackno verdächtigt und zugleich den Unwillen des Königs und des Residenten zugezogen, und dann fahre wohl Aussicht auf Reichthümer. Da wir jeden Augenblick einen Angriff auf unser eigenes Zelt erwarten mußten, hatten wir uns darauf vorbereitet, indem Einer seine Pistolen, ein Anderer einen Säbel, ein Dritter eine Büchse ergriffen hatte und entschlossen dreinsahen. Die Plünderer hatten uns wahrscheinlich beobachtet und fühlten keine Lust, sich mit uns zu messen. Unsere Pferde standen rund um das Zelt und man konnte sie nicht fortführen, ohne die indischen Reitknechte mitzuschleppen. Bei dem ersten Lärm hatten diese nämlich die Stricke, womit die Pferde an die festgerammten Pflöcke angebunden waren, losgeknüpft und sich selbst um die Arme gewunden.

Unter solchen Beobachtungen und dem fortdauernden Lärm von Außen saßen wir noch so lange die Dunkelheit währte in unserm Zelte und rauchten unsere Cigarren. Als wir am Morgen ausgingen, die Resultate des nächtlichen Tumultes in Augenschein zu nehmen, bot sich uns ein Anblick dar, den man nirgends so seltsam und bunt wiederzufinden und den sich keine Einbildungskraft vorzustellen vermöchte. Eins der königlichen Zelte war eingestürzt und der König hatte bei der schnellen Abreise nicht erlauben wollen, daß es wieder aufgerichtet werde. Es hatte daher Niemand mehr sich um das Zelt gekümmert, außer den Dorfbewohnern. Aller Soldaten des Nawabs ungeachtet war es durchwühlt und geplündert worden und selbst der Rock und die Beinkeider, welche der König am vorhergehenden Abende getragen hatte, waren gestohlen. Der ganze Boden um das Lager war mit den verschiedenartigsten Gegenständen bestreut, welche die Plünderer jedenfalls in der wilden Hast ihres Rückzuges verloren hatten. Da sah man allerhand Kleidungsstücke, besonders weibliche, Schmuck, Hausgeräthe, Kochgeschirre, Putzgeschirr für Elephanten und Kameele, genug eine förm-

liche Streu aller Dinge, die man im Orient für das Haus, für die Person und für die Reise bedarf. Sonderbar genug fand man auch Theile weiblichen Anzuges, wie sie die Schaufenster von London und Paris zeigen, und da keiner der verheiratheten Europäer seine Frau mitgehabt hatte, mußten diese Dinge den Damen des Zinenah angehört haben.

Daß es zwischen dem Militair des Nawabs und den räuberischen Landleuten einen harten Kampf gegeben hatte, war augenscheinlich genug. Zwei Männer lagen verstümmelt unter den zerstreuten Sachen und wir hörten, daß mehrere von des Nawabs Leuten schwer verwundet seien.

Bei der Rückkehr nach unserm Zelte, wo wir jetzt etwas frühstücken wollten, fanden wir Alles in größtem Aufruhr. Einige Diener des Nawabs wechselten heftige Schmähreden mit unseren Leuten, wobei jeder nach Hinduart den andern zu überschreien suchte. Auf beiden Seiten sah man erhobene Stöcke und unsere Dazwischenkunft hatte sicher einen Kampf verhütet. Als es uns gelang, uns Gehör zu verschaffen, erfuhren wir, daß der Nawab unseren Dienern, die wir nicht unmittelbar nöthig hätten, den Befehl zugeschickt hatte, sogleich bei dem Abbrechen des Lagers mitzuhelfen und daß diese sich in unserm Interesse dem Befehle widersetzten. Es mußte uns vor Allem daran liegen, vor dem Nawab aufzubrechen, denn es hatte schon des Königs Zug die Gegend sehr von Palankinträgern entblößt, und reiste der Nawab früher ab, so war gar nicht abzusehen, wenn wir Lackno erreichen würden. Wir besprachen uns nun ruhig und friedlich, stellten den Abgeschickten vor, der König werde unserer Gegenwart ängstlich entgegensehen und habe den Befehl gegeben, ihm in größter Eile zu folgen. Ihre Antwort war, der Nawab stehe mit seinem Kopfe für jeden Tadel über einen Verzug unserer Abreise ein. Als wir darauf Gewicht legten, daß wir die Achtung vor der „Zuflucht der Welt" verletzten, wenn wir nicht sogleich folgten und daß wir Waffen genug hätten,

uns unterwegs selbst zu vertheidigen, entgegnete man uns, in Abwesenheit des Königs sei der Nawab der Herrscher und ihm gehöre alle Gewalt; auch habe er noch mehr Waffen wie wir und würde, zwänge man ihn, Gewalt zu brauchen, uns nicht einen unserer Diener lassen.

Die ruhige Festigkeit des Officiers der hergeschickten Leute überzeugte uns, daß der Nawab nicht nachgeben würde. Obgleich er in seiner Rede mit höflicher Schmeichelei und orientalischer Uebertreibung unseres Muthes und unserer Hochherzigkeit gedachte, beharrte er doch nachdrücklich darauf, nicht einen Zoll breit nachzulassen. Wir wußten schließlich nicht mehr was wir sagen sollten und da wir gern jeden Streit mit dem Nawab vermieden, war unsere Lage eine sehr kritische. Indem wir noch so debattirten, gedachte Jemand des von den Eingeborenen so gefürchteten Barbiers und kaum war sein Name genannt, als er, gleich dem Wolf in der Fabel, selbst erschien. Er hatte ebenfalls die größte Eile aufzubrechen und da es in seinem Interesse lag, mit uns zu reisen, wünschte er, daß wir gleich Anstalt dazu machten. Als ihm der Stand der Dinge auseinander gesetzt wurde, schien er vor Unwillen höher zu wachsen.

„Ihr seid allesammt ein Haufen Schufte," schrie er den Officier an, „Ihr und der Nawab dazu." Dies sprach er englisch, da es nur dem Officier verständlich sein sollte. In schlechter Hindusprache fuhr er fort: „Geht und sagt Sr. Excellenz, daß die „Zuflucht der Welt" meiner dringend bedarf, sein Haar in Ordnung zu bringen. Ich muß ohne Verzug in Lackno sein und diese Herren werden mich begleiten. Rührt mir also keinen Diener an. Habt Ihr nicht Landleute genug?"

Der Officier antwortete nichts hierauf, verbeugte sich und ging. Auch wir beruhigten uns, da wir nun unter der Protection des kleinen Helden vom Brenneisen — nicht vom Rassirmesser, denn er barbirte den König nicht — standen. Der Barbier war zu-

frieden, wir waren zufrieden und wenn es der Nawab nicht war, ließ er es uns wenigstens nie wissen. Wir hörten nie wieder von einem Mangel an Dienstleuten.

In der Nähe Lackno's angelangt, fanden wir den König in demselben Palaste Dil-Keschar, von welchem wir ausgegangen waren, unserer sehnlichst harrend.

„Sie haben mich lange allein gelassen, meine Herren," sprach Se. Majestät, als wir des Morgens unsere Aufwartung machten, während der Barbier sein Amt verrichtete. „Ich habe lange in diesem einfältigen Palaste auf Sie gewartet."

„„Eure Majestät reisen aber auch schneller, als es ein gewöhnlicher Mann vermag,"" entgegnete Einer von uns.

„Ich bin nur froh, daß Sie da sind. Ich habe bereits von der Plünderung des Lagers durch diese rebellischen Bauern gehört. Mögen ihre Väter und Mütter verwünscht sein! Der Barbier hat es mir schon oberflächlich erzählt; berichten Sie mir Alles noch einmal."

Wir erzählten, was wir gesehen hatten, aber auch nur, was wir gesehen hatten. Bei jedem Worte, das er vernahm, steigerte sich der Zorn des Königs.

„Wer konnte denken," rief er wüthend, „daß diese elenden Schurken verwegen genug wären, ihre schmuzigen Hände an meine und meiner Weiber Kleider zu legen. Bei meines Vaters Haupt, das sollen sie mir theuer bezahlen!"

„„Wie ich gehört habe, Majestät," sprach der Barbier, „hat der Nawab die Hauptfrevler ergriffen und bringt sie mit hierher, um Eurer Majestät Willen zu erwarten.""

„Sie sollen sterben, Alle sterben; keine Macht der Erde soll Einen von ihnen retten und wenn es hundert wären!" So lautete das Urtheil der „Zuflucht der Welt!"

Wir sahen diese Unglücklichen später, als sie in den Palast gebracht wurden, und ihr Aussehen war wild und banditenartig

genug. Man hatte sie mit Riemen auf Karren gebunden. Alle hatten Säbelhiebe und Dolchstiche empfangen, aber ihre Wunden waren nicht verbunden und ohne alle Pflege. Es mochten ihrer etwa zwölf sein. Der Schreckensbefehl wurde gegeben und ihre Köpfe fielen an demselben Tage. Ob sie wirklich die Rädelsführer bei der Beraubung des Lagers gewesen waren, kann ich natürlich nicht entscheiden, aber der Nawab hatte sein Wort gegeben, sie wären es. Es lag gewiß in seinem Interesse, den König durch ein solches Opfer zu besänftigen. Und wenn diese armen Menschen nur harmlose Bauern waren, welche die gesetzlosen Söldner des Nawabs zu diesem Zwecke aufgegriffen hatten, so war dies nicht schlimmer als andere Dinge, welche nur zu oft in Indien stattfinden und zwar nicht in den Urstaaten allein. Es ward nie ein schweres Verbrechen begangen, ohne daß die Polizei sicher war, einige arme Kerle zu finden, welche die Missethäter sein mußten. Die herrschende Justiz in Audh war die summarische. Außer in Lackno gab es nirgend Gefängnisse, so daß, wenn Einer wegen eines Diebstahls festgenommen wurde und der Verdacht stark oder der Schwur kräftig genug gegen ihn war, sein Kopf sogleich fiel. Die Dscheckidars hatten zu einer Verwaltung der Justiz nach europäischer Weise keine Zeit. Und wenn auch die Gesetze der „Compagnie" nicht zu den besten gehören und die Unverständlichkeit der Sprache die Indier nicht zu gültigen Zeugen befähigt, so würde sich dieses Volk unter europäischer Obrigkeit doch tausendmal besser befinden.

# Fünftes Kapitel.

## Günstlinge.

Bei einem so unbeschränkten Herrscher und unter einem Volk, daß im Allgemeinen sich so der Gewalt unterwirft, wie die Bewohner Indiens, ist es nur zu glaublich, daß die Launen der Begünstigung keine Grenzen kennen. Der Barbier lieferte das außerordentliche Beispiel, wie ein Mann sich des Königs Gunst erwerben und auch darin erhalten könne, obwohl er kaum die Landessprache verstand und auch der König sich nur unvollkommen im Englischen auszudrücken vermochte. Außer dem Adelstitel erhielt der begünstigte kleine Mann, wie schon erwähnt, eine umfassende Autorität im Palaste und das Monopol aller europäischen Lieferungen. Zugleich war er Vorsteher der Menagerie und in der That eine Art von Wildmeister. Einstmals war ich Zeuge der Länge einer monatlichen Rechnung, als er diese dem König vorlegte.

Es war nach dem zweiten Frühstück, nach welchem wir uns gewöhnlich bis zur Haupttafel Abends neun Uhr vom Palaste zurückzogen, als der Günstlig mit einer Rolle Papier in der Hand eintrat. In Indien werden alle größere Documente, gesetzliche wie commercielle, nicht wie bei uns in Bücher und Hefte eingetragen, sondern auf lange Rollen geschrieben, wobei Streifen an Streifen angesetzt und dann das Ganze gleich einer Landkarte zusammengerollt wird.

„Nun, Khan," rief der König, ihn bemerkend, „die Monatsrechnung, nicht wahr?"

„Ja, Eure Majestät," war die lächelnde Antwort.

„Her damit, laßt uns die Ausdehnung sehen. Rollt sie auf, Khan."

Der König war bei scherzhafter Laune und der Barbier wie immer in derselben Stimmung wie der König. Er behielt das eine

Ende der Rolle in der Hand und ließ sie auf den Fußboden fallen, um sich von selbst aufzurollen. Sie reichte bis an das andere Ende des breiten Zimmers und enthielt eine lange Reihe enggeschriebener Items und Ziffern. Der König wünschte sie zu messen, man brachte einen Maßstab und fand, daß die Rechnung gegen vierzehn Fuß lang war. Ein Blick auf die Gesammtsumme zeigte mir ein Facit von über neunzigtausend Rupien, also über neuntausend Pfund Sterling.

Auch der König schaute nach der Totalsumme und bemerkte:

„Größer wie gewöhnlich, Khan?“

„Ja, Eure Majestät; das Silberzeug, die neuen Elephanten u. s. w.“

„O! ich weiß, es ist schon Alles richtig,“ unterbrach ihn der König, „gebt sie dem Nawab und sagt ihm, er solle sie bezahlen.“

Der Namenszug ward darunter gesetzt und die Rechnung wurde bezahlt.

„Der Khan beraubt Eure Majestät,“ sprach einige Monate später ein einflußreicher Höfling zum Könige; „seine Rechnungen überschreiten alle Grenzen.“

„Wenn es mir beliebt, den Khan zu einem reichen Manne zu machen, geht das Euch etwas an? Ich weiß, daß seine Rechnungen übertrieben sind; aber mags so sein, es geschieht mit meinem Willen. Er soll reich werden,“ war des Königs unwillige Antwort.

Der Barbier war aber nicht das einzige Beispiel von Sr. Majestät launenhaften Gunstbezeigungen. In zwei anderen Fällen erreichten sie fast dieselbe Höhe.

Der eine dieser Fälle betraf ein Mädchen aus Kaschmir, eine Tänzerin. Sie war außerordentlich schön, hatte die dem Osten eigenthümlichen großen schwarzen Augen und jene Vollkommenheit der physischen Formen, die man in Indien öfterer als anderswo, der Kleidung wegen, zu bewundern Gelegenheit hat. Dieses Kaschmir-Mädchen, Runa mit Namen, entzückte Se. Majestät mehr

durch das Wesen, das ihr im Pendschab eigen geworden, als durch ihre anderen Verdienste. Wenn sie sang, lag ein klagender Ausdruck in ihrer Stimme, besonders wenn sie des glücklichen Thales gedachte, das sie geboren, umflorte Sehnsucht und schmachtende Traurigkeit ihre schönen schwarzen Augen und zeigte sich eine Gleichgültigkeit und Ruhe in der Art ihrer Bewegungen, daß Auge und Ohr davon bezaubert wurden.

Sie erschien nur als einfache Tänzerin, aber glücklicher- oder unglücklicherweise war die andere Unterhaltung des Abends so völlig gehaltlos, daß dieser wenig Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Der König sah und hörte ihr anhaltend zu, sie gefiel ihm und er sprach laut dieses Gefallen aus. Als Nuna des Königs Worte vernahm, erglänzten ihre Augen im Triumph und Selbstgefühl und man konnte sehen, wie sich ihr Busen hob, als sie die Aufregung ihrer Sinne niederzukämpfen suchte. „Schawasch, schawasch!" (Bravo, bravo!) rief der König laut und des Mädchens Wangen wurden wie bei einem hektischen Fieber vor Stolz und Freude bald blaß und bald roth. Einige Zeit glaubte ich, die Aufregung werde sie überwältigen, aber nein, in einigen Minuten hatte sie ihre Ruhe wiedergefunden, obgleich Aller Augen auf sie gerichtet waren. Sie faßte sich und sang und tanzte besser als zuvor. Man darf ihr deshalb nicht zürnen; es war ja ein König, der ihr Beifall zollte und zwei von dieses Königs sechs Hauptfrauen waren geringeren Ursprungs als Nuna. Manche Tänzerin schon war die Mutter von Erben stolzer Throne gewesen. So war die Mutter Maharadscha Dhulip Sings, des Nachfolgers Runschit Sings, des Löwenkönigs von Pendschab eben auch nur eine Tänzerin und dieser Dhulip Sing ward selbst der geehrte Gast der Königin von England.

Der König schenkte Nuna für diesen Abend tausend Rupien (hundert Pf. St.), wollte auch, als er die Tafel verließ, um sich ins Harem zu begeben, keine andere begleitende Unterstützung als Nuna's Arm. Als er beim Fortgehen seinen Kopf auf ihre

Schultern lehnte, wechselte das Mädchen ihre Farbe schneller als zuvor.

Den nächsten Abend ward nur ihr und keiner anderen Tänzerin zugesehen und zugehört. Sie war reich geschmückt, Juwelen strahlten an ihren Armen und Fußknöcheln und die Röthe des Triumphs färbte ihre Wangen. Für diesen Abend wurden ihr zweitausend Rupien und wiederum ließ sich der König von ihr von der Tafel wegführen. Mehrere Abende wiederholte sich dieselbe Scene. Die Freigebigkeit Sr. Majestät kannte augenscheinlich keine Grenzen. Der Hof neigte sich vor Nuna und des Königs Frauen dachten nicht mehr daran, daß sie nur eine Tänzerin sei. Auch die Fächerträgerinnen hinter des Königs Stuhle, welche den ersten Abend verächtlich auf sie gesehen, wurden höflich, dann respectvoll, zuletzt diensterbötig und schmeichelnd.

„Ich will Dir ein Haus von Gold bauen und Du sollst meine Padschah-Begum (Hauptgattin) werden, Nuna,“ rief endlich der König in einem trunkenen Anfalle von Enthusiasmus. Nuna's Gunst erreichte den Gipfel.

Bald aber wurde der König ihrer überdrüssig; sie langweilte ihn. Eines Abends kam er auf den Einfall, zu wissen, wie sie sich wohl in europäischen Kleidern ausnehmen möchte. Der verheirathete Barbier sendete in seine Wohnung und ließ ein langes Kleid und andere Dinge englischer Frauenkleidung holen. Als das arme Mädchen in diesem neuen Costüm zurückkehrte, war eine traurige Verwandlung mit ihr vorgegangen. Die Kleidungsstücke hingen schlaff und auf höchst schlumpige Weise an ihr nieder. Sie fühlte recht wohl, daß sie lächerlich aussah. Alle ihre Grazie war verschwunden, alle Schönheit verborgen und es schmerzlich mit anzusehen, mit welchem Blicke der Entmuthigung sie ihren Platz wieder einnahm. Se. Majestät wie der Barbier lachten herzlich über ihr Ansehen, während heiße Thränen über des Mädchens Wangen herabrollten. Das weibliche Gefolge zeigte ebenfalls nicht das

geringste Mitleid, freute sich ihrer Ungnade und warf höhnisch die hübschen Lippen auf.

Viele Tage, ja Wochen lang mußte Nuna als Zielscheibe des Spottes in diesem Anzuge erscheinen, der König wollte sie in keinem andern Kleide sehen. Alles, was sie that, misfiel. Mehrmals bat sie um die Erlaubniß, den Hof verlassen und nach Kaschmir zurückkehren zu dürfen, aber vergebens. Sie wendete sich selbst an den Barbier, obgleich dies gegen die Sitte verstieß. Aber auch dessen Herz war von Stein.

Inzwischen kam die Feier des Moharrim und der König war vierzig Tage nicht sichtbar für uns, außer gelegentlich bei einer Morgenaudienz. Nach Ablauf dieser Feier und als das gewöhnliche Leben im Palaste wieder eintrat, forschten wir vergeblich nach dem Kaschmirmädchen. Sie war nicht mehr sichtbar und Niemand wußte, was aus ihr geworden, selbst der Barbier wußte nichts oder that wenigstens so. Als ich ihren Namen in Gegenwart des Königs einmal fragweise erwähnte, nahm Se. Majestät keine Notiz von dieser Frage.

Ein anderer Fall launenhafter Gunst war folgender.

Wir befanden uns auf der öffentlichen Straße nach dem Palaste Dschangonge, welche durch die Romna oder den Park führte. Se. Majestät saß in einem ganz europäisch ausgestatteten offenen Wagen, mit seinem irischen Kutscher, einem komischen Kauze, auf dem Bocke und vier schönen milchfarbigen Arabern vor demselben. Es war ein herrlicher Tag, weshalb der König dem Kutscher befahl, im Schritt zu fahren, um die frische Luft genießen zu können. Obgleich im Monat December, war die Luft mild und balsamisch und die Sonne nicht drückend. Wir selbst ritten ein wenig hinter dem Wagen und die Leibgarde folgte uns. Gelegentlich sprengte Einer oder der Andere von uns vor, um sich, den Hut in der Hand, mit Sr. Majestät zu unterhalten. Eben befand sich der Hofmeister an der Seite des Wagens, als ein halbnackter Indier von hoher

Statur und schöner Muskelbildung an der Seite der Straße zum Vorschein kam, zu tanzen begann und eine seltsame Melodie dazu sang. Der König wendete sich nach ihm um. Schon wollten ein Paar Reiter den Burschen wegtreiben, als der König dies zu unterlassen und mit dem Wagen zu halten befahl. Es war nur Laune, was ihm dies eingab, denn zu anderer Zeit würde er laut über das Fortjagen des Bettlers gelacht haben. Piru, dies war der Name des sonderbaren Burschen, war sehr über die Aufmerksamkeit erfreut, die ihm zu Theil wurde. Die ganze Cavalcade hielt an, während er in seinem wunderlichen Tanze und mit den näselnden Tönen seines unregelmäßigen Gesanges, den er selbst componirt hatte, fortfuhr. Einige glücklich angebrachte Complimente und einige sinnreiche Schmeicheleien in dem Gesange fesselten die Aufmerksamkeit des Königs. Sie ergötzten ihn, er hörte dem Manne zu, bis er geendet hatte und befahl einem seiner indischen Begleiter, ihm fünf Gold-Mohurs zu geben.

„Komm morgen in den Palast, ich will Dich noch einmal hören," rief ihm der König zu, als er das Zeichen zum Abfahren gab. Als Antwort versicherte Piru, ihm sei die Huld der Zuflucht des Weltalls dasselbe was dem Palmbaum die Sonne.

Piru war Poet nach seiner eignen wilden Weise und nicht eben schüchtern. Am nächsten Tage machte er seine Aufwartung im Palaste und erbot sich, ein neues Lied zu singen; der König wollte aber nur jenes hören, welches ihm bereits so gefallen hatte. Tag für Tag erschien nun Piru und Tag für Tag hörte Se. Majestät denselben Gesang und fand wahrscheinlich stets neues Vergnügen an ihm. Reiche Gaben überschütteten den glücklichen Minstrell und er begann eine Person von Ansehen in Lackno zu werden. Ehe ein Monat verfloß, gab auch der Nawab, seinem Herrn nachahmend, dem Piru Geschenke, der Oberbefehlshaber that dasselbe, Radscha Buktar Sing, der Polizeiminister, folgte ihnen und so floß unaufhörlich Geld in die offene Hand des Sängers. Hier war die

Gunst eine ausdauernde. Es wurden im Palaste Zimmer für Piru hergerichtet und seine erst ziemlich nackten Formen mit Purpur und feinen Linnen bedeckt. Die höchsten Würdenträger sprachen mit ihm wie mit ihres Gleichen und er wußte seine Kleider wie seine Ehren gut zu tragen. — Im Anfange sang Piru täglich, dann wöchentlich, endlich monatlich und schließlich nur sehr selten vor Sr. Majestät, blieb aber immer derselbe Günstling. Als ich ungefähr achtzehn Monate später Lackno verließ, war er geadelt und trug, da er ein Hindu war, entweder den indischen Titel Sing oder Radscha, während die Titel Nawab und Mir nur Mohammedanern zukommen.

Noch sei hier eine andere königliche Gunstbezeigung erwähnt, die einer meiner Freunde in Calcutta bei seinem Besuche in Lackno genoß.

Ich war bereits einige Zeit angestellt, als mir dieser Freund von Allahabad aus schrieb, er befinde sich auf der Rückreise nach England, habe aber beschlossen, vor seinem Fortgange noch die obern Provinzen zu besuchen. Der Hauptzweck seines Briefes war eigentlich, zu erfahren, ob ihm vielleicht in Lackno Gelegenheit würde, einem der Thierkämpfe beizuwohnen, die jetzt nur noch Lackno eigenthümlich seien und durch welche die Hauptstadt von Audh berühmt wäre.

Mein Correspondent hatte sich als Kaufmann in Calcutta ein bedeutendes Vermögen erworben und ich wünschte sehr, ihm gefällig zu sein. In meiner Antwort bat ich ihn, zu kommen und schrieb, daß ich ihm den König in vollem Glanze und von der günstigsten Seite, wie auch das Interessante im Palaste und die Menagerie zeigen könne. Mehr konnte ich ihm nicht versprechen. Als ich mit einem Freunde am Hofe über diesen Gegenstand sprach, äußerte dieser, es sei gewiß dem Barbier ein leichtes, den König zu einem passenden Thierkampfe, zwischen Elephanten zum Beispiel, zu veranlassen, wenn dieser nur irgend dazu aufgelegt sei. „Wir wollen es auf jeden Fall versuchen, ein Versuch schadet nichts.“

Im Hause des Königs befand sich ein Billard, das der König zur Unterhaltung seines europäischen Gefolges bestimmt hatte, an welchem wir uns häufig trafen. Einer oder der Andere war stets um die Mittagsstunde hier anzutreffen. Als ich eintrat, spielte der große kleine Mann eben eine Partie mit dem Hauptmann der Garde.

„Ein Freund von mir, Herr R. in Calcutta, befindet sich von Allahabad aus auf dem Wege, um Lackno zu sehen," sprach ich zum Günstling, „er kann doch gewiß die Menagerie sehen?"

„„Gewiß,"" war die Antwort, „„ich werde Ihnen einen Schobdar (dienstthuenden Beamten) mitgeben, der ihn begleiten mag, wenns Ihnen recht ist.""

Der Barbier war Wildmeister und Oberaufseher der Menagerie, sein Schobdar daher im Stande, uns alles Sehenswerthe zu zeigen.

„Auf einen Elephantenkampf ist wohl jetzt keine Aussicht," warf ich leicht und scheinbar absichtslos hin, indem ich dem Spiele zusah.

„„Ha! beide Bälle zugleich gemacht, Capitain, bei Jingo! — Ich sollte denken, es müßten jetzt gerade männliche Elephanten *) da sein,"" erwiderte er.

Nach einer kurzen Pause wendete er sich wieder zu mir und fragte schnell:

„Ist Ihr Freund Kaufmann? Glauben Sie, daß er mir behülflich sein würde, Geld in den Papieren der Compagnie für mich anzulegen?"

„„Ja, er ist Kaufmann und Sie haben gewiß schon von ihm gehört. R., Firma R. B. & Comp. Er hat sich Vermögen erworben und ich bin überzeugt, daß er mir gern jeden Gefallen thut.""

---

*) Zu den Kämpfen in Lackno wurden nur männliche, niemals weibliche Elephanten verwendet.

„Ganz gut! — Ich werde schon einen Kampf veranstalten. Sind keine männlichen Elephanten da, so können wir vielleicht Tiger oder Rhinocerosse haben. Rechnen Sie auf mich. So! Nun ist die Partie aus, Capitain und Sie erhalten fünfzig Rupien von mir.“

Ich ging sehr befriedigt fort. Am folgenden Morgen langte mein Freund an und ich begab mich in den Privatderbar, um zu hören, ob nichts von einem Thierkampfe erwähnt werden würde. Der Barbier frisirte wie gewöhnlich das Haar des Königs und unterhielt sich dabei mit ihm. Im Laufe der Unterredung brachte er das Gespräch richtig auf die Thierkämpfe, erwähnte, daß gerade männliche Elephanten verwendbar wären und daß ein Kaufmann aus Calcutta in Lackno sei, der bereits Delhi, Agra und andere Orte gesehen und den man nicht gut von Lackno fortreisen lassen könnte, ohne daß er gute Eindrücke von hier mitnehme. Obgleich Se. Majestät anfänglich nicht für die Sache gestimmt war, ging er doch auf den Wunsch des Barbiers ein und es ward ausgemacht, daß der Kampf am folgenden Tage um ein Uhr zu Dschangonge stattfinden sollte. Ich kehrte zu meinem Freunde zurück, ihm das erfreuliche Resultat mitzutheilen.

Der Schobdar kam zu bestimmter Zeit und wir gingen aus, die Merkwürdigkeiten der Stadt zu besehen. Vor dem Zauberstabe unseres Führers öffnete sich Alles: der Palast, die Regierungsgebäude, die Militairmagazine, die Tophkana, die Emanbarra, die Bischof Heber die muselmännische Kathedrale nennt, die Moscheen, die Gärten, die Menagerie und der Park.

Am folgenden Morgen begaben wir uns nach Dschangonge, wo bereits Alles für den Kampf vorbereitet war. Es war dies der gewöhnliche Ort für dergleichen Schauspiele, ein kleines Gebäude, einem Landhause ähnlich, das eine hohe Umfriedigung um den anstoßenden Platz hatte und etwa drei englische Meilen von Lackno entfernt auf der anderen Seite der Gumty lag.

Mit Hilfe eines andern Schobdars placirte ich meinen Freund in ein Zimmer zu ebener Erde, von welchem aus er den Kampf in der angrenzenden Arena günstig zu sehen vermochte. Ich konnte nicht bei ihm bleiben, da meine Pflicht mich in die obere Galerie rief, um daselbst Se. Majestät zu erwarten. Die Kesselpauken, das Zeichen der höchsten Gewalt in Audh, welches nur dem Könige oder der Padschah Begum oder Königin vorgetragen wurde, verkündeten die Ankunft der Zuflucht der Welt. Mich bei meinem Freunde entschuldigend, ging ich hinauf auf meinen Posten. Kurz darauf erschien der König und nahm seinen Sitz auf dem für ihn bestimmten Sopha ein, indem die Fächerträgerinnen, wie gewöhnlich, hinter dasselbe traten. Wir standen, Einige über das Galeriegeländer gelehnt, Andere eine Hand auf der Lehne des Sopha, zu beiden Seiten desselben.

Der König fragte sogleich nach meinem Freunde aus Calcutta und da er von mir erfuhr, daß er sich in einem der unteren Zimmer befinde, beauftragte er mich, ihn heraufzubringen. Ich eilte sogleich hinab. Bei R., einem ächten Engländer kostete es mich einige Mühe und Ueberredung, ehe ich ihn dahin brachte, mir zu folgen und die Ceremonie des seidnen Handtuchs und Goldgeschenkes an Se. Majestät zu übernehmen. Endlich fügte er sich, trat in der bekannten Weise vor den König, welcher mit den Fingerspitzen das Gold berührte und ihm das Geld wieder einstecken ließ.

Das Zeichen ward gegeben und die Elephanten gingen auf einander los. Der Kampf hatte seinen gewöhnlichen Verlauf, ohne bemerkenswerthe Zwischenfälle und endete mit der Flucht des einen Kämpfers. Mein Freund schien großen Gefallen an dem Schauspiele zu finden und der König freute sich über seine aufrichtige Bewunderung. Noch ehe der Kampf endete, war der König von seiner neuen Bekanntschaft so bezaubert, daß er den Kaufmann einlud, sich neben ihn auf das Sopha zu setzen. Herr R., ungewiß ob es schicklich sei, dies anzunehmen, da er uns Alle stehen sah, zögerte und sagte dann mit einer Verbeugung, daß er sich ganz comfortabel

befinde. Es war dies eine gewaltige Unhöflichkeit, da es offenbar des Königs Absicht war, ihm eine große Ehre zu erzeugen. Zu einer andern Zeit würde diese Aufführung ein finsteres Runzeln der Stirne erweckt und dem Beleidiger den plötzlichen Befehl, des Königs Gegenwart zu verlassen, zugezogen haben. Se. Majestät war aber in der besten Stimmung, lachte über die brüske Antwort und wiederholte seine Einladung. R. sah mich verlegen an, da er merkte, er habe eine Unhöflichkeit begangen, uud ließ sich endlich auf ein Zeichen von mir in der äußersten Ecke des Sopha's, offenbar sehr unbehaglich, nieder. Von nun an theilten die Mädchen hinter dem Sopha ihr angenehmes Fächerwedeln zwischen dem Könige und seinem geehrten Gaste.

Nach Beendigung des Schauspiels gingen wir zu unseren Elephanten zurück, ich folgte dann dem Könige, bis er in den Wagen stieg. Einen Augenblick sich auf den Arm seines Günstlings stützend, sagte er:

„Wir speisen heute unter uns, bringen Sie ihren Freund mit.“

Auf dem Rückwege theilte ich R. mit, welchen günstigen Eindruck er auf den König gemacht und daß dieser ihn heute Abend zur Tafel geladen. Der Kaufmann that zwar als lege er wenig Gewicht auf solche Ehre, fühlte sich aber offenbar geschmeichelt.

Auch bei Tafel wünschte Se. Majestät, daß ihr neuer Freund sich neben sie setzte. Ein Gericht folgte dem andern und als der lustig knallende Champagner seine Wirkung zu äußern begann, öffnete sich allmälig des Königs Herz. „Der liebste Freund, den ich je hatte,“ sprach er, „ist jetzt in England und Sie gehen jetzt auch dahin.“

Dieser „liebste Freund“ war ein früherer Resident, mit dem der König auf einem sehr vertrauten Fuße stand. Wir wollen ihn Herr Smith nennen. Dieser Herr Smith hatte eine höchst liebenswürdige Frau, und die Verleumdung will wissen, Se. Majestät habe Mrs. Smith noch lieber gehabt als ihren Gatten. Einem Ge-

rücht nach verließ Herr Smith Lackno mit einem Vermögen von 75 Lack Rupien oder 750,000 Pf. St. Die Summe welche dieser Resident nach und nach in den Papieren der Compagnie angelegt hatte, war so bedeutend, daß eine Untersuchung stattfand, welche die bengalische Regierung bei verschlossenen Thüren leitete und deren Ergebniß war, daß Herr Smith sein Amt niederlegte und nach England zurückkehrte.

Der König sprach viel von Herrn und Mrs. Smith, ließ die Gesundheit der Letztern wiederholt in Champagner trinken und schwelgte ganz in der Erinnerung. Als aber mein Freund versicherte, daß er Herrn Smith sehr gut kenne und ihn nach seiner Ankunft in England besuchen werde, da er Geschäfte mit ihm habe, zog der König seine prachtvolle juwelenbesetzte Uhr, kostbare Pariser Arbeit im Werthe 15,000 Frcs., heraus und hing sie dem Reisenden um, indem er sich das Versprechen geben ließ, diese Uhr ebenso Mrs. Smith um den Hals zu hängen, was jener auf sein Ehrenwort versprach. Dieses Geschenk erhöhte er noch durch zwei Kaschimirshawls und ein Halstuch, welches er meinem Freunde, trotz der großen Hitze um den Hals legte und befahl fünfhundert Gold-Mohurs zum Ganzen zu fügen. — Das Gelage endete erst spät am Morgen.

Noch ehe wir unser Frühstück beendet hatten, erschien ein Diener des Nawabs mit einem Beutel, welcher die fünfhundert Gold-Mohurs enthielt. Kurz darauf erschien auch ein Bote des Königs, der mich im Palaste zu erscheinen aufforderte. Ich verlor deshalb keine Zeit, mich zu Sr. Majestät zu begeben. Wie ich erwartete, ließ er meinen Freund durch mich fragen, ob er nicht Dienste in seinem Hofstaate nehmen und sein Freund werden wollte. Für diesen aber hatte die Heimat größere Anziehungskraft als die Gunst eines Monarchen, er blieb fest entschlossen, dankte zu großer Beruhigung des Barbiers für die Ehre und reiste noch denselben Abend von Lackno ab.

Es liegt hier die Frage sehr nahe, ob nicht die verschwenderischen Ausgaben, diese Tausende von Rupien und Hunderte von Gold-Mohurs, wie die monatlich stets mehr als zehntausend Pfund betragenden Rechnungen des Barbiers die Schatzkammer seiner Majestät leeren mußten, noch dazu, wenn man bedenkt, daß die Einnahmen Audhs nominell nur etwas über anderthalb Millionen betrugen, wovon noch die Truppen bezahlt und die Hofhaltung bestritten werden mußte. Hier ist zu erwähnen, daß Nasr-eddins Vater, Ghazzi-eddin, den Schatz wohlgefüllt hinterließ und daß ihn der Sohn leer machte; daß außer den laufenden Einnahmen beständig Confiscationen und Geldbußen auferlegt wurden, welche eine größere Summe ergaben, als des Königs Geschenke betrugen und daß endlich der große Reichthum der anderen Familienglieder bisweilen einer Contribution unterworfen wurde. Ungeachtet aller dieser bedeutenden Zuschüsse zeigte sich in den letzten Jahren der Regierung Nasr-eddins großer Geldmangel im Palaste zu Lackno.

---

## Sechstes Kapitel.

### Sehenswürdigkeiten und Eigenthümlichkeiten Lackno's.

Ueber den königlichen Palast, den Ferrid-Bocksch, ist bereits oben gesprochen worden. Wenn ungeheure Ausdehnung der Gebäude mit den zwischenliegenden Höfen, Gärten und Teichen sein Aeußeres charakterisirte, so bildeten überladene Pracht und Anhäufung glänzender Gegenstände die Kennzeichen des Innern.

Das Thronzimmer verdient jedoch noch einer besondern Erwähnung. Gleich allen anderen Staatszimmern theilte es die durch Nasr-eddins Manie für das Europäische eingeführten Neuerungen. Reiche rothe und goldene Wandbekleidungen bedeckten die Mauern, durch ihr Aussehen imponirend, während durch die obern Fenster ein sanftes mattes Licht fiel, welches das Feierliche eines königlichen

Empfanges steigerte. Hier und da zwischen den Wandbehängen waren lebensgroße Portraits der königlichen Familie von Audh sichtbar, die durchaus keine geringe Arbeit waren. Bischof Heber bemerkt sehr richtig, jener Portraitmaler Ghazi-eddins würde in Paris wie in London bedeutenden Ruf erlangt haben. Der Thron selbst nahm das obere Ende der weiten Halle ein und war sehr werthvoll. Er bestand einfach aus einer sechs Fuß ins Gevierte haltenden Platte, erhob sich mehrere Fuß über den Boden der Halle und hatte vorn sechs aufwärts führende Stufen, während die drei anderen Seiten ein goldenes Geländer umfaßte. Die Seiten dieser Platte waren von gediegenem Silber, reich mit Juwelen verziert. Einst hatten die Nawabs und der frühere König von Audh nach orientalischer Sitte mit gekreuzten Beinen auf einem auf der Platte liegenden Kissen gesessen, Nasr-eddin war aber bereits zu sehr europäisirt. Er setzte sich auf einen Stuhl von Gold und Elfenbein, welcher an der Stelle des Kissens oder Musnud stand. Ein viereckiger von vergoldeten Holzsäulchen getragener und mit kostbaren Steinen verzierter Baldachin erhob sich über dem Throne. Er enthielt oben einen kostbaren Smaragd, dem Gerücht nach den größten der Welt und hatte gleich dem Zimmer purpursammtene Behänge, reich mit Gold gestickt, welche eine Perlenschnur festhielt. Zur Rechten dieses Thrones stand stets ein vergoldeter Stuhl für den Residenten. Bei Gelegenheit eines öffentlichen Derbar oder Staatsraths wurden der höchste Adel Audhs und einige von den Residenten gewählte englische Officiere dem Könige vorgestellt. Sie nahten sich mit dem herkömmlichen Geschenk in den Händen und verbeugten sich tief beim Nähertreten. Der König berührte entweder das Geschenk mit den Fingern, wenn er günstig gestimmt war oder nickte zurückhaltend, wenn er Misfallen ausdrücken wollte. Nach ihm berührte der Nawab oder Premierminister das Geschenk und legte es an eine Seite des Thrones, worauf der Vorgestellte nach rechts rückwärts ging, wenn es ein Europäer, nach links, wenn

es ein Eingeborner war. Wenn diese Ceremonie beendet war, hing der König dem Residenten ein Ehrenhalsband um und dieser erwiederte diese Höflichkeit. Dann in die Mitte der Halle tretend beschenkte der Monarch alle die mit ähnlichen Halsbändern, welche er auszeichnen oder welche der Resident geehrt wissen wollte. Wir vom Hofstaate erhielten oft diese Ehrenzeichen und verkauften sie stets nachher an irgend einen der Hofgoldschmiede. Diese Haarhs genannten Halsbänder bestanden meist aus silbernen Bändern und wechselten im Werthe von fünf bis fünfundzwanzig Rupien.

Waren diese förmlichen Levers zu Ende, so führte der König den Residenten bis an die Thüre des Zimmers, goß ihm hier beim Abschiede Rosenessenz in die Hände und rief „Khoda hafiz!" Gott sei mit Euch! Schnell aber ging er nun in die Privatgemächer, wo wir seiner zum Frühstück harrten, warf hier, nachdem er sich gesetzt, die Krone ohne alle Ceremonie von sich, schnippte ungeduldig mit den Fingern und rief:

„Taza bi taz! Gott sei Dank, Alles ist vorbei. Bopperi bopp! Ich verschmachte vor Durst; welche langweilige Sache das wieder war."—

Des Königs Emanbarra, Schah Nuschief genannt, ist unbedingt das schönste Bauwerk Lackno's hinsichtlich seiner Architektur. Eine Emanbarra ist ein Gebäude, welches von der moslemischen Sekte der Schiiten zur Feier ihres Moharrim, von welchem wir später sprechen werden, errichtet ward. Jede Familie von Distinction hat ihre eigene und nicht selten lassen sich die Besitzer darin begraben.

Die königliche Emanbarra steht in der Nähe des „Konstantinopel-Thores" von Lackno, welches Thor noch dem Modell jenes gebaut ist, welches der türkischen Regierung den Namen der „hohen Pforte" gegeben hat. Beide Bauwerke, das Thor wie die Emanbarra sind schön von Form und harmoniren gut mit einander. Vor dem Hauptgebäude befinden sich zwei Höfe mit prachtvollen

Mosaikfußböden, von denen der innere einige Fuß über dem äußern erhöht ist. Die Emanbarra selbst gehört einem Style an, den Bischof Heber mit „orientalischer Gothik" bezeichnet. Sie vereinigt die Minarets der Moscheen mit den gespitzten Kuppeln der Hindutempel und bildet im Ganzen ein imponirendes, erhabenes und wohlproportionirtes Gebäude. Die innere Mittelhalle hat 150 Fuß Länge und 50 Fuß Breite und ihr glänzendes Ansehen läßt sich aus der Sage schließen, der splendide Nawab Asoph-e-Daulah habe eine Million Rupien allein an Leuchter und Spiegel gewendet.

Ein anderes bemerkenswerthes Bauwerk ist die Constantia, eine wunderliche weitläufige Anhäufung von Gebäuden, die durch den General Martin, einen Franzosen, errichtet wurden. Nachdem er gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der Armee der Compagnie gedient und von dieser zu den Truppen der Nawabs von Audh versetzt wurde, stieg er hier bis zum Range eines Generals und sammelte große Reichthümer. Er war ein kluger und glücklicher Hahnfechter und der damalige Herrscher, Sadut Ali, wettete gern mit ihm. General Martin hinterließ 100,000 Pf. St., ein Waisenhaus in seiner Vaterstadt Lyon zu gründen, ebensoviel für ein gleiches Institut in Calcutta und eine dritte gleiche Summe für ein solches zu Lackno, alle drei nach dem Gründer La Martinière genannt und jetzt in blühendem und segenwirkendem Zustande. Seine Residenz Constantia hinterließ Martin aber der Oeffentlichkeit als Caravansarai. Der Name dieser Gebäude erinnert an eine Geliebte, welche dem General in Frankreich gestorben war, ehe er Rang und Reichthum erworben. Um eine spätere Beschlagnahme der Gebäude durch den Nawab zu verhindern, ließ sich der Begründer darunter begraben, und heiligte sie so selbst für den ungerechtesten Muselmann. Das Grabmal wird den Besuchern in einer Art unterirdischer Krypta gezeicht. Seine weiße Marmorbüste steht hier auf einem Sarkophage, der von zwei angemalten Sipahis getragen wird. Das Ganze zeigt einen sehr schlechten

Geschmack. Bei der Auction, in welcher nach seinem Tode die innere Ausstattung verkauft ward, erwarben die Agenten der Compagnie die Kronleuchter und Candelaber, um den Palast des Generalstatthalters in Calcutta damit zu decoriren. Sie erhielten diese Dinge für einen Spottpreis, da der Nawab die Compagnie nicht überbieten wollte. Weitläufigkeit und bizarres Ansehen bezeichnen die Constantia. Einige Theile derselben erinnern an die Gärten von Versailles, besonders ein kreuzförmiges Wasserbecken, rings von verschnittenen Baumgängen umgeben. Trotz der ungeheuren daran gewendeten Summen hat man nichts Vollkommenes, Harmonisches erzielt. Höfe und Gärten sind europäisch, die kleinen Thürme und Kuppeln aber von asiatischem Gepräge. So haben auch die Zimmer europäischen Zuschnitt mit ächt indischen Verandahs und Blenden.

Die Moscheen und Bazars von Lackno unterscheiden sich nicht besonders von denen anderer orientalischer Städte und nur das kriegerische Ansehen, was sie durch die beständig bewaffnet hin- und hergehenden Männer erhalten, gibt ihnen etwas Eigenthümliches. Männer von Rang sind gewöhnlich von ihren bewaffneten Anhängern durch die Straßen begleitet, wobei die Zahl des Gefolges sich nach dem hohen Stande richtet. Nicht selten kann man Zeuge von Kämpfen zwischen solchen Banden in den engen Straßen der Stadt werden. Das Geschrei und der Waffenlärm, welches solche Begegnisse weithin bekundet, schreckt die ruhigeren und friedfertigeren Bürger aus der Nähe, lockt aber die Händelsüchtigen und Streitlustigen herbei und oft fließt viel Blut. Noch jetzt im Jahre 1855 ist Lackno, wie die Zeitungen berichten, hierin genau dasselbe was es im Jahre 1835 war.

Eine Eigenheit der größeren Häuser der Stadt besteht in den unterirdischen Gemächern, wohin sich die Bewohner während der großen Hitze zurückziehen. Auch im Palaste waren solche Räume, welche unter dem Boden der die Hofräume umge-

benden Gebäude lagen. Doch blieben wir Europäer gern davon weg, denn die Atmosphäre darin war erstickend und ungemüthlich. Wir ertrugen lieber die äußerste Hitze in den oberen Zimmern als die eingeschlossene dumpfe Luft in dieser Zuflucht der „Zuflucht der Welt." Glücklicherweise wurden wir nicht oft dahin beschieden, da der König diese unterirdischen Hallen selbst nicht besonders zu lieben schien und ihn das Fächerwedeln vor der lästigen Luftwärme hinreichend bewahrte. Nur weil es Sitte war unter dem Adel zu Audh, sich alljährlich eine Zeit lang, in diese Gemächer zurückzuziehen, that es auch der König, ließ sich aber nicht in seiner Bequemlichkeit und in seinen Belustigungen stören und sein Höhlenleben dauerte nie lange.

Schwärme von Bettlern bevölkern die Straßen und Bazars von Lackno. Es ist schon viel darüber geschrieben worden und Besucher italienischer Städte kennen diese Plage auch. Jemand will gefunden haben, es gebe in Audh mehr alte Weiber unter den Bettlern als anderswo; ich halte die Ansicht für begründet, kenne aber die Ursache nicht. Kranke, Misgestaltete, verkümmerte Gestalten beiderlei Geschlechts, bald jung, bald alt und verschrumpft, einige ihre beständigen Lamentationen herwinselnd, andere dieselben mit gelegentlichen Seufzern begleitend, sind überall in Lackno zu finden und die großen Summen, welche als Almosen gespendet werden, wenn große Leute ausgehen oder festliche und religiöse Ceremonien stattfinden, mögen in diesem Leben bestärken und die Zahl der Faulenzer vermehren. Wenn in tropischen Ländern Jemand etwas ohne Arbeit erlangen kann, läßt er sich die größte Geduld im Warten nicht verdrießen, daher diese Geduld in den Tropengegenden sehr ausgebildet ist. Eine Erscheinung bei den Bettlern in Lackno fällt jedoch dem Reisenden auf, das ist die Bewaffnung der Männer. Sie scheinen sich nicht zu schämen, sondern vielmehr ihrer Profession zu rühmen. „Das Licht der Sonne hat über meines Herrn Sclaven geschienen und er wird gespeist sein," sagt ein kräftiger unverschäm-

ter Kerl mit großem Schnurbart, mit Säbel und Schild, wenn er seine Hand zu einem Almosen ausstreckt. Ihr seid das über ihm scheinende Sonnenlicht und das Compliment, denkt er, ist die Bezahlung von eines Tages Arbeit werth. Wendet Ihr Euch mit Ekel ab, so wird er in kühnerer und ausdrucksvollerer als eleganter Sprache auf Eure Mutter und Schwestern schimpfen. Daß die Bettelprofession hier durchaus nicht als Schande betrachtet wird, geht aus der Art hervor, wie sie sich benehmen und aus der Ruhe, mit welcher sie bestimmen, wie viel der oder jener Adlige ihnen zahlen muß, weil ihm sein Weib einen Sohn geboren oder seine Tochter sich verheirathet hat. Sie kennen den Werth solcher Festlichkeiten und Ceremonien aufs Haar. Ich hörte selbst von einem Bettler von Distinction, der seinen eigenen Elephanten habe und täglich auf ihm durch die ganze Stadt reite, die Almosen von seinen Patronen einzusammeln.

---

## Siebentes Kapitel.

### Der Menschenfresser.

Ich fuhr eines Morgens mit einem Freunde in einem Buggy durch eine der schönsten Straßen Lackno's, um mich von der Gumty nach einem der königlichen Paläste zu begeben. Die Stille und Leerheit der Straße befremdete uns. Selbst in beträchtlicher Entfernung war kein Einwohner zu sehen und ward einer sichtbar, so beeilte er sich gewiß, aus dem Bereiche der Straße zu kommen. Obgleich an auffällige Erscheinungen hier gewöhnt, erstaunten wir doch und glaubten, es müsse irgend eine Execution stattfinden. In der Mitte der Straße endlich stießen wir auf eine zerstampfte blutige Masse, welche noch einige Aehnlichkeit mit einer menschlichen Figur

besaß. Wir hielten den Buggy an, sie näher zu betrachten. Es war der schrecklich verstümmelte Körper eines Weibes, der Leib zertreten und zerrissen, die sparsame Kleidung vom Körper gezerrt, das Gesicht wie von Zähnen formlos zerbissen. Das lange geflochtene Haar lag in blutigen Büscheln auf der Straße. Das Wesen war augenscheinlich todt und wir hielten uns bei dem schrecklichen Anblicke nicht auf, da es nicht gut gethan ist bei königlichen Executionen Hülfe leisten oder Mitleid spenden zu wollen. Nirgends Einwohner, die Häuser alle verschlossen. Schreckensstille auf allen Seiten. Nicht lange nachher stießen wir auf den Leichnam eines jungen Mannes, der ebenso zerstampft und zerrissen auf der Straße, aber mehr zur Seite lag. Wir wurden zugleich eines königlichen Reiters auf der Höhe eines nahen Hauses gewahr, welcher aufmerksam die Straße entlang schaute, als wir herankamen.

„Was ist hier geschehen?“ fragte ich.

„„Der Menschenfresser hat sich losgemacht,““ war die Antwort. „„Allah! er ist wieder umgekehrt. Seid auf Eurer Sicherheit, Sehibs, er ist wild heute.““

Ich hatte schon von einem wilden Pferde gehört, das einem der königlichen Reiter gehörte und den Namen „Menschenfresser“ führte, da es bereits mehrere Menschen vernichtet hatte.

„Er kommt, Sehibs,“ schrie der Reiter vom Hausdache herab, „rettet Euch! rettet Euch!“

Wir sahen von fern die wilde Bestie auf uns zukommen, ein großes braunes Pferd, wie wir später fanden; es schüttelte wild ein Kind, welches es im Maule trug. Bald hatte es das Fuhrwerk entdeckt, warf das jedenfalls todte Kind auf die Straße und jagte mit furiösem Ungestüm vorwärts, uns entgegen. Zwar trennte uns noch ein weiter Raum, doch war kein Augenblick zu verlieren. Wir wendeten schnell um, unser Pferd, fast unlenksam vor Schreck, flog über den Boden und in rasendem Galopp fuhren wir

einer Einfriedigung mit eisernem Thore zu, durch welches wir erst unlängst gekommen waren. Das Klappern der Hufeisen ließ uns keinen Zweifel über das Näherkommen des Verfolgers. Endlich war der Verschluß erreicht, wir schossen hinein, mein Begleiter sprang aus dem Buggy und schloß das Thor. Alles dies war das Werk eines Augenblickes. Das Thor schloß glücklicherweise durch einen schweren Riegel, der in eine Pfanne fiel und kaum hatte der Fall des Riegels uns Sicherheit verheißen, als der Menschenfresser angetrappt kam. Sein Kopf war mit Blut bedeckt, sein Rachen dampfte von frischer Metzelei und selbst auf den Backen klebten geronnene Tropfen vom Blute seiner Opfer. Hier stand er nun, uns wild durch das Eisengitter anblickend, mit aufgeblasenen Nüstern und starren Augäpfeln, ein grausiges Ungeheuer. Unser Pferd zitterte wie Espenlaub bei dem Tone seines ungeduldigen Schnaubens. Nachdem er durch die Eisenstäbe geglotzt, hin- und hergelaufen war, Eingang zu finden, aber überall festes Eisen ihm entgegenstand, drehte er sich, wüthend über die Vereitelung, um, schlug mit den Hufeisen gegen die Stäbe und lief dann mit erhobenem Kopfe und gespitzten Ohren fort, die Straße abwärts, einem Bogengange zu. Hier erwartete ihn eine Abtheilung Reiter. Eine Schlinge geschickt über seinen Kopf geworfen, riß ihn nieder, man legte ihm einen Maulkorb an und führte ihn in den Stall. Die armen Opfer wurden wahrscheinlich von den Angehörigen aufgehoben und begraben.

Noch denselben Abend bei der Tafel nahm ich Gelegenheit, dieses Ereigniß Sr. Majestät zu erzählen.

„Ich habe schon von diesem Menschenfresser gehört," sprach er, „er muß ein wüthendes Thier sein."

„„Er ist wilder als ein Tiger, Eure Majestät.""

„Wilder als ein Tiger? Gut, er soll mit einem Tiger kämpfen. Wir wollen sehen, welchen Eindruck Burrhy auf ihn machen wird."

Burrhy war der Name eines Lieblingstigers des Königs, nach

einem Dorfe am Fuße des Himalaya benannt, wo man ihn gefangen hatte. Der König gab nie zu, daß er mit anderen Tigern oder mit Elephanten kämpfe; da er der Liebling war, durfte er nur leicht zu besiegenden Thieren gegenüber treten.

Schon der nächste Morgen vereinte uns vor dem zweiten Frühstück auf einer Galerie zu Dschangonge, an welche ein 180 Fuß ins Geviert haltender Platz stieß, von Gebäuden umgeben, unter denen sich Verandahs befanden. Dicke Bambusgitter standen vor diesen untern Hallen und schlossen den Hof gleich einem Käfige dicht ein. Durch eine geringe werthlose Stute hatte man den Menschenfresser in diesen Raum gelockt. — Der König nahm seinen Platz auf einem dazu hingestellten Sopha ein, sein weibliches Gefolge trat hinter dasselbe und wir stellten uns rechts und links, einige auf die Brüstung, andere auf das Sopha gelehnt. Auf einen Befehl wurde Burrhy's Käfig in die Verandah gebracht, erst eine Thür im Bambusgitter, dann die Käfigthüre geöffnet und der Tiger sprang mit einem Satze in den Hofraum, die Seiten mit seinem langen Schweife schlagend und wüthend nach dem Menschenfresser und seinem kleinen Begleiter blickend. Ein schöneres Thier wie Burrhy war in ganz Indien nicht wiederzufinden. Sein glattes gleichmäßig gestreiftes Fell stach außerordentlich von der schlechten Haut der Stute ab und selbst das wohlgepflegte Aeußere des Hengstes hielt in der Brillanz keinen Vergleich mit dem glänzenden Felle Burrhy's aus. Man hatte ihn seit dem vorhergehenden Tage weder Futter noch Trank gegeben, um ihn auf den Angriff vorzubereiten. Mit wildem Blicke nach den Pferden begann er langsam um sie herumzuschleichen. Mit vorgestrecktem Kopfe, einen Vorderfuß leicht vor den andern gesetzt und die Augen fest auf die seines Gegners geheftet, erwartete der Menschenfresser den Angriff und wendete nur den Kopf wie sich der Tiger bewegte. Das kleine Pferd war starr und von Furcht gelähmt, augenscheinlich unfähig auf seine Sicherheit zu denken. In einer Ecke nieder=

geduckt stehend, erwartete es sein Schicksal. Mit leichtem Sprunge hing Burrhy auf der Stute, ein Schlag seiner Pfote warf sie zu Boden, seine Krallen gruben sich in ihren Nacken und er trank gierig ihr Blut. Da sie keinen Widerstand gab, war's eine einfache Metzelei.

„Das wird Burrhy nur wilder machen,“ meinte der König, sich vergnügt die Hände reibend, wir stimmten ihm bei, und die Fächermädchen, das Gesagte nicht verstehend, aber versichert, daß sich der König ergötze, freuten sich ebenfalls und wechselten Blicke des Einverständnisses, ehe sie wieder auf den Kampfplatz blickten.

Fünf Minuten mochte der Tiger etwa sich seines Bluttrankes erfreut haben, immer den Kopf nach dem Hengste gewendet und bisweilen nach ihm hinschielend, der noch in derselben Stellung des Abwartens verblieben war. Das Pferd drückte keine Unruhe aus und schnaubte nur einige Male. Endlich war Burrhy befriedigt, oder es kam kein Blut mehr. Er zog seine Krallen aus dem todten Thiere, schüttelte sich dabei und begann leise wie eine Katze um den Hof herumzugehen. Ganz geräuschlos setzte er eine der breiten Pfoten mit den weichen Ballen nach der andern auf den Boden, langsam bewegte sich der lange Rücken vorwärts, sich bald an den Schultern, bald am Hintertheile hebend, wie sich die Beine bewegten, wobei das Fell bald rückwärts bald vorwärts erglänzte, als hätte es keine Verbindung mit den Knochen und Muskeln darunter. Es war dies eine unvergeßliche Scene. Aufmerksam schaute der König und sein Gefolge hernieder, die Europäer aber strengten Augen und Ohren an, jeden Ton und jeden Blick zu erhaschen. Immer noch stand der Menschenfresser mitten in der Arena, in derselben Haltung, sich langsam nach dem leise schleichenden Tiger drehend, der so sammtig, so weich aussah und doch so gigantisch in seiner Stärke war. Kein Ton war hörbar, außer dem Scharren, wenn das Pferd einen Fuß hob und wieder niedersetzte. Ueberall Stille. Erwartung und ängstliches Starren. Plötzlich sprang der

Tiger mit der Schnelligkeit eines Blitzes auf seinen Feind, das Pferd aber war vorbereitet. Es war jedenfalls Burrhy's Absicht gewesen, den Kopf und das Vordertheil desselben anzufallen, doch war der Menschenfresser zu schlau und durch eine rasch niedertauchende Bewegung des Kopfes und der Schultern empfing er seinen Gegner auf den fleischigen Hinterschenkeln. Die Krallen sanken tief ins Fleisch, indem die Hinterfüße des Tigers sich an den Vorderbeinen des Pferdes festzuhalten versuchten. Er hatte aber keine Zeit, sich diese Stellung zu sichern. Mit furchtbarer Kraft schleuderte der Menschenfresser seine Hinterhufe in die Luft und Burrhy wälzte sich im nächsten Momente am Boden. Wir hätten nicht geglaubt, daß er auf dem Rücken gelegen, halb an den Bambusstäben, halb auf dem Fußboden, als er auf den Beinen stand, wenn wir es nicht gesehen hätten, denn er begann seinen leisen Kreislauf wieder so ruhig, als ob nichts vorgefallen sei. Mit unwilligem Schnauben nahm der Hengst seine frühere Stellung ein und wartete auf einen neuen Sprung. Seine muskulösen Hüften trugen in der zerrissenen Haut und den Blutstropfen die Spuren der Schärfe und Gewalt von des Tigers Klauen.

„Jetzt wird ihn Burrhy vollends niedermachen," sprach der König zu dem ihm Nächsten.

„„Ohne Zweifel, Eure Majestät,"" war des Höflings Antwort.

Wieder hielt Burrhy seinen schleichenden Umgang, den breiten runden Kopf nach dem Gegner gerichtet; wieder hob er leise die fleischigen Pfoten und setzte sie ebenso leise nieder, indem das schöngestreifte Fell über Knochen und Muskeln spielte. Volle acht bis zehn Minuten währte der einförmige Kreislauf, vom Menschenfresser mit weitaufstehenden Nüstern und starren Augen scharf beobachtet und nur von einem Schnauben oder Scharren des Pferdes unterbrochen. Bisweilen öffnete der Tiger weit seinen großen Rachen und leckte die Blutstropfen, die noch an ihm hingen. Einmal selbst verweilte er einen Augenblick bei der todten Stute, als

beabsichtigte er noch einen Bluttrunk, bald aber setzte er seinen Gang fort. Endlich erschien wieder der entscheidende Moment. Burrhy stand fast über dem todten Pferde, als er noch einmal sprang und zwar so plötzlich, daß wir auf der Galerie zusammenschraken, so sehr wir es auch erwarteten, und einige der Mädchen einen unterdrückten Schrei ausstießen. Kein Zeichen hatte auf diesen Sprung vorbereitet. Es war, als wenn eine galvanische Kraft den Tiger aus seinem gleichmäßigen Schleichen plötzlich in die Luft geschleudert habe. Auch diesmal ward der Menschenfresser nicht überrascht. Er beugte seinen Kopf noch tiefer, seine Vorderbeine schienen unter dem Angreifer hinunterzugleiten und wieder fuhren Burrhy's Krallen tief in die Schenkel, aber weiter nach hinten als früher. Sein breiter Kopf fuhr über den Schweif des Pferdes hinaus, indem seine Hinterkrallen tief in das Brustblatt des Pferdes schnitten. Eine Weile sahen wir ihn in dieser Stellung unstät zittern, mit seinem Bauche sich auf des Pferdes Rücken schmiegend und sich an seine Beute festklammern. Da schlug der wilde Hengst so mit den Hinterfüßen aus, als wolle er sie über den Rücken werfen, und die Hufeisen trafen Burrhy's Kinnladen mit solcher Kraft, daß der Tiger im nächsten Augenblicke hülflos auf dem Rücken am Boden lag. Er erhob sich auch diesmal schnell wieder. Als er sich aber bewegte, rund am Bambusgitter entlang zu gehen, war es sehr bemerkbar, daß er keinen Angriff mehr, sondern zu entweichen versuchte. Seine Kinnlade war zerschmettert und mit dem Schwanze zwischen den Beinen, schrie er laut vor Schmerzen gleich einem gepeitschten Hunde. Der Menschenfresser, eine List fürchtend, beobachtete ihn so aufmerksam wie früher, mit Mühe die raschen Bewegungen des Feindes im Auge behaltend. Es war aber keine List, denn Burrhy suchte erbärmlich schreiend ängstlich zu entkommen. „Seine Kinnlade ist beschädigt," flüsterten die Diener unter der Verandah, jedoch laut genug, daß wir und der König es hören konnten.

„Burrhy's Kinnlade ist zerschmettert," rief er zu uns gewendet, „wollen wir ihn nicht entwischen lassen?"

„„Wie es Eurer Majestät gefällt,"" war unsere Antwort.

Es ward ein Zeichen gegeben, der Käfig und die entgegenstehenden Bambusstäbe geöffnet und Burrhy schlüpfte hinein, sich in den hintersten Winkel kauernd.

Stolz wieherte und stampfte der Menschenfresser, als er sich als vollständiger Sieger sah. Er lief zuerst nach der Stute, schnüffelte sie an, schlug dann mit dem Fuße nach ihr und trappte mit erhobenem Kopfe und Schweife von einem Bambusgitter zum andern, nach den Dienern suchend. Sein Blut war erregt, ihm war es gleich, wer sein Angreifer sei oder wen er angreife, Tiger oder Menschen.

„Laßt einen andern Tiger auf ihn," schrie der König den indischen Dienern zu, nachdem er eine Weile es mit angesehen. „Verdammt ist das Thier, ich muß meine Rache für den beschädigten Burrhy haben." Das Letzte sprach er englisch zu uns. Wir rieben uns die Hände, lächelten und erwarteten einen neuen Kampf.

„Es war ein fürchterlicher Schlag, den er mit seinen Hinterbeinen versetzte," sprach der König.

„„Ein entsetzlicher Schlag, Eure Majestät, ich hörte das Krachen von Burrhy's Schädel,"" antwortete einer der Unsrigen.

Da nahte sich der Wärter der Tiger und machte Sr. Majestät bemerklich, daß diese Thiere erst vor zwei Stunden, ihrer gewöhnlichen täglichen Futterzeit, ihr Futter erhalten hätten. Der König war wüthend darüber und mit der Drohung, daß wenn die Tiger nicht auf den Menschenfresser gingen, er den Wärter selbst in den Hof schicken werde, entließ er den zitternden Diener. Bald stand wieder der Käfig eines Tigers unter der Verandah und Aller Augen waren gespannt darauf gerichtet. Der König hatte bei Burrhy's Niederlage Wein bestellt und als dieser kam, trank Se. Majestät

einen vollen Römer Eisclaret seinen Gästen zu. Der Trank war erfrischend, denn es herrschte große Hitze, die uns fühlbarer war als dem Könige, welchem zugefächelt wurde. Als die Thüren geöffnet waren, trat ein Tiger in die Arena und überblickte sie forschend; doch blieb er unentschlossen an der Schwelle stehen und erst nachdem eine Speerspitze ihn hinten berührt, ging er vorwärts. Das Bambusthor ward niedergelassen und der Tiger schaute sich nach seinem Gegner um. Nachdem er eine Zeitlang den Menschenfresser angestarrt, der ihn gleichfalls beobachtete, ging er nach der todten Stute, leckte ein Paar Tropfen Blut vom Nacken und schaute abermals nach dem im Vertheidigungszustande stehenden Hengste. Dieser Tiger war etwas größer als Burrhy, aber nicht so schön gestreift. Er hatte im Verhältniß zu Burrhy's leichten und graciösen Bewegungen, etwas Plebejisches, eine starke Muskelentwickelung und schwerfälligeren Gang. Vielleicht hätte ihn Hunger lebhafter gemacht. Er schien keine rechte Idee zu haben, warum man ihn in diese Lage gebracht, und verstand sicher nicht, was wir von ihm erwarteten. Sich auf die Stute niederhockend und nach dem Menschenfresser schielend, begann er das todte Thier langsam zu zerreißen und eine Kraft der Krallen, Glieder und Kinnbacken zu zeigen, daß dem Hengste nicht wohl zu Muthe werden mußte, wenn er darauf geachtet hätte.

„Schafft das Aas fort," schrie der König unwillig, „wie konntet ihr Narren es dort liegen lassen."

Dem Befehle ward sogleich Folge geleistet. Glühende Eisenstäbe trieben den Tiger hinweg, ein Netz ward über das Thier geworfen und dasselbe aus der Arena gezogen. Der Tiger, ergrimmt über die Art, wie er in seiner Mahlzeit gestört worden, streckte sich in der Mitte des Hofes lang aus, leckte sich die Lippen, knurrte den Mann in der Verandah an und schaute bald nach diesem bald nach dem Menschenfresser. Es war nicht leicht den Tiger zu erreichen, wo er lag, die glühenden Eisenstäbe waren zu kurz. Endlich ward

er mit einem Speere von ungeheurer Länge berührt, er sprang auf die Füße, erfaßte den Speer und rannte an dem Bambusgitter entlang, bisweilen mächtig an den Stäben zerrend. Es war dies zu gefährlich, es ihm zu erlauben und er ward auch hier durch glühendes Eisen heulend hinweggetrieben. Nun rannte er ein bis zweimal rund um den Platz, immer von den Augen des aufmerksamen Pferdes gefolgt. Alle Anstrengungen des Gefolges, den Tiger auf das Pferd zu hetzen, blieben erfolglos. Er ward gebrannt, mit dem Speere gestochen und wüthend gemacht, doch ließ er seine Wuth nur am Bambus aus und zeigte den Männern seine glänzenden Zähne, nichts konnte ihn aber dahin bringen, den Menschenfresser anzugreifen und dieser selbst schien nicht Willens, es seinerseits zu thun. Dieser beabsichtigte Kampf schlug also vollkommen fehl und ich fürchtete schon, der arme Wärter werde in den Hof geschickt werden. Der König hatte aber seine Drohung vergessen und rief, der Menschenfresser sei ein braver Bursche. Sie sollten den Tiger zurückbringen, und man wollte sehen, was das Pferd mit drei wilden Büffeln anfangen werde.

Es giebt vielleicht kein so mächtiges und schreckliches Thier als einen wilden Büffel, wenn er zur Wuth gereizt wird, so schwerfällig und ungeschickt wie er ist. Ich habe ihn oft einen großen Elephanten in die Flucht schlagen sehen, ihn bei der Flucht noch tüchtig stoßend. — Die Thüren wurden wieder geöffnet und der Tiger sprang viel munterer in den Käfig als er herausgekommen war. Es entstand nun eine Pause von einigen Minuten, während der Wein auf der Galerie kreiste. Da wurden nach einander drei plumpe Büffel in den Hof getrieben und nahmen, mit dem eignen dummen Glotzen und dem nichtssagenden Bewegen ihres Kopfes von einer Seite zur anderen, ihren Weg in die Mitte der Arena. Bei ihrer Annäherung zog sich der Menschenfresser zurück. Er kam zwar nicht außer Fassung, aber das Erscheinen des zweiten Tigers hatte ihn weit weniger erregt, als die Erscheinung dieser seltsamen Un=

gethüme mit den breiten flachen Köpfen, den weitoffenen Hörnern und den großen schwarzen Rundungen ihrer Gestalten. Es verwirrte ihn, daß er bei ihnen weder ein Zeichen von Furcht noch Scheu vor ihm entdeckte. Confus zusammengedrängt, streckten die drei schwarzen Thiere ihre Köpfe bald dahin bald dorthin, stierten mit den Augen umher, schnüffelten am Boden und schauten bald das Gefolge der Verandah, bald die Pfeiler der Galerie und bald den gefürchteten Menschenfresser selbst an, als wollten sie fragen, was ihnen hier seine Gegenwart schaden könne. Die Idee, das Pferd anzugreifen, schien ihnen ganz fern zu liegen. Als das Pferd sie so unentschlossen und ruhig sah, faßte es Muth. Erst am Boden scharrend, dann mit offenen Nüstern nach ihnen schnüffelnd, dann einen Schritt vorwärts gehend, dann wieder schnaubend, kam es, Zoll für Zoll, langsam näher. Die Büffel achteten nicht auf dasselbe und blieben bei einander stehen. Endlich berührte des Menschenfressers Kopf fast die vortretende Seite des nächsten Büffels; er schnaubte, scharrte und roch mit langgestrecktem Halse das Thier an. Da der Büffel gar nicht auf ihn achtete, trat er noch näher, wendete sich dann plötzlich um, schlug mächtig hinten aus und mit den Hufeisen gegen die Rippen des nachdenkenden Stiers. Der Angriff geschah so schnell, so unvorhergesehen und so heftig, daß der Büffel für einen Augenblick ganz betäubt war und seine Begleiter die Köpfe schüttelten.

Der König lachte überlaut bei ihrer Bestürzung.

„Der Menschenfresser verdient es, daß er leben bleibt,“ rief er, „laßt ihn hinaus.“ Man that dies, legte dem Sieger einen Maulkorb an und führte ihn in den Stall.

„Man soll ihm einen eisernen Käfig machen,“ fuhr der König fort, „und Sorge für das Thier tragen. Bei dem Haupte meines Vaters, er ist ein braver Bursche.“

Er erhielt einen großen eisernen Käfig, ging rund an den

Wänden desselben herum und wieß den Besuchern seine Zähne, heftig nach ihnen schnappend. Auch zeigte er oft, wie er die Rippen des Büffels geschlagen, indem er dasselbe Manöver gegen die Eisenstäbe ausführte. Als ich Lackno verließ, gehörte der Menschenfresser zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt.

---

## Achtes Kapitel.

### Launen des Despotismus.

Mit keinem der eingeborenen Beamten seines Hofes war der König so vertraut als mit Radscha Buktar Sing, der dem Namen nach General in der Armee Sr. Majestät war. Das wirkliche Haupt der militärischen Macht im Lande, welche unter den Befehlen der Compagnie stand, war der Resident. Indessen hatte der König sein eignes Reiterregiment wie sein Regiment Fußsoldaten, die theils nach persischer Art, theils wie die Soldaten der Compagnie ausgerüstet waren. Die ganze Streitmacht, Cavalerie, Infanterie und Artillerie, betrug etwa 40,000 bis 50,000 Mann, und wurde von des Nawabs Sohn, als Commandeur en Chef und von Buktar Sing als General befehligt. War der König bei lustiger Laune und zu Scherzen und oft kindischen Streichen aufgelegt, so wurde er außer von dem Barbier am eifrigsten vom General secundirt. Obgleich ein Mann von bedeutenden Geistesfähigkeiten, stolz auf seine Stellung am Hofe und entschlossen, sie so lange als möglich sich zu erhalten, ging er höchst willfährig auf die frivolen Launen seines Herrschers mit echt orientalischer Doppelseitigkeit ein. Unter der thörigten Außenseite verbarg er viel gesunden Sinn und praktische Lebenserfahrungen und ward von den Eingeborenen als ein Mann geachtet, der recht gut das Herrschen und sich doch seiner

schwierigen Stellung zu unterwerfen verstand. Besser als General hätte sich der Titel Polizeichef für ihn geeignet, denn seine Truppen wurden wie bei uns die Polizei verwendet und hatten selten etwas Anderes zu thun, als die Ordnung bei Processionen und Hofgeprängen, diesen Hauptelementen orientalischen Hoflebens, aufrecht zu erhalten. Sein Reichthum, das Ansehen seiner Familie als eine der höchsten der Radschputen, und sein Amt sowohl wie seine Vertraulichkeiten mit dem Könige erwarben ihm Macht und Einfluß. Der Nawab oder erste Minister war etwas auf diese Achtung eifersüchtig, so lange aber Buktar vom Könige und vom Barbier begünstigt wurde, hatte er von diesem Neide wenig zu fürchten. Buktar und der Nawab schienen die besten Freunde zu sein, umarmten, grüßten und priesen sich und sprachen die hochtönendsten Worte der Verehrung und Höflichkeit mit aller Aufmerksamkeit auf die Etikette, durch welche die Indier so bemerkenswerth sind, und doch war der Nawab ein Muselmann und Buktar ein Hindu.

Wir hatten eines Tages einem Thierkampfe beigewohnt, der zu Mobarrack-Munzal, einem der vielen Landpaläste des Königs in der Nähe Lackno's, abgehalten worden war. Müde der ewigen Wiederholung, wie sich Thiere zerfleischten und blutdürstige wilde Bestien den Sieg davon trugen, hatten wir uns in ein kleines anstoßendes Speisezimmer zurückgezogen und der herumgereichte Eisclaret nebst den Zwiebäcken war eine angenehme Erfrischung nach der heißen Arbeit des Zuschauens beim Kampfe. Der König war in der besten Laune, scherzte in ausgelassener Heiterkeit und fand einen ebenso heitern Gesellschafter in Buktar. Da die Stunde des zweiten Frühstücks nahte, ward es Zeit, das Zimmer zu verlassen; der dienstthuende Suwars nahte und meldete, es sei Alles zum Aufbruch bereit. Der König, welcher sein beliebtes europäisches Costüm trug, erhob sich von der Tafel, steckte die rechte Hand in den Hut und ließ mit erhobenem Arme denselben sich auf dem Daumen drehen. Se. Majestät that dies oft, wenn er fröhlich war. Sonst war

Alles in gewohntem Gleise; wir waren ebenfalls aufgestanden, und gingen hinter Se. Majestät der Thüre zu, wie es bei solchen vertraulichen Versammlungen Sitte war, ohne Rangordnung oder Ceremonie. Ich ging dicht hinter dem Könige, Buktar neben mir, nirgends war ein Zeichen eines herannahenden Sturmes zu erkennen. Während der König noch immer den Hut auf der Hand wirbeln ließ, fuhr er auf einmal mit dem Daumen durch den Boden desselben, obgleich es gewiß ein Hut der besten Art war. Wahrscheinlich war der Boden durch öfteres Wiederholen dieses Kunststückes dünn geworden, genug, Se. Majestät lachte, wendete sich mit dem durchstoßenen Hute zu uns, die wir ebenfalls lachen mußten.

„Es ist ja ein Loch in Eurer Majestät Krone!" rief Buktar hindostanisch, ohne an den in fast allen Sprachen gleichen Doppelsinn zu denken. Ohne allen Vorbedacht sollte es ein Witz sein, traf aber eine höchst verwundbare Stelle beim Könige. Die Anstrengungen seines Vaters und der übrigen Familie, ihn zu Gunsten seines Bruders von der Thronfolge zu verdrängen, hatten ihn sehr empfindlich in Allem gemacht, was seine Krone betraf. Nur der Compagnie und dem Residenten hatte er es zu danken, daß er König geworden. Zu anderer Zeit und in anderer Form wäre die Bemerkung gewiß ohne Beachtung geblieben. — Des Königs Antlitz veränderte sich plötzlich, die frühere Heiterkeit schwand mit einem Male und die Stirne zog sich in finstere Falten. Mit stolzblickenden Augen wendete er sich schnell nach mir um.

„Habt Ihr den Verräther gehört?" kreischte er mit wuthererstickter Stimme, denn sein Zorn schwoll ebenso plötzlich, wie seine Lustigkeit.

„„Ja, Eure Majestät,"" war der Beginn meiner Antwort, ehe ich aber etwas hinzufügen konnte, schrie er dem Capitain der Leibwache zu:

„Nehmt den Mann sogleich in Haft. Ihr, Ruschan," wandte er sich zu dem Nawab, „laßt ihm den Kopf abschlagen."

Ein Augenblick erschrockener Verwirrung folgte. Der König hatte absolute Macht über Leben und Tod der Eingeborenen, die nicht im Dienste der Compagnie standen, und war jetzt in einem solchen Zustande, daß jeder Versuch, seine Wuth zu besänftigen, sie nur mehr angefacht hätte. Der Capitain und der Minister näherten sich Buktar, der mit gesenktem Kopfe und den auf der Brust gekreuzten Handflächen, den Zeichen des Gehorsams, dastand und nicht ein Wort sprach.

„Die Befehle der Zuflucht der Welt sollen vollzogen werden!" sprach der Nawab, der bei aller Freundlichkeit gegen Buktar über den Auftrag nicht misvergnügt war. Das Steigen und Fallen von Männern an dem Hofe eines launischen Despoten ist oft so plötzlich, daß es kein Erstaunen bei Denen erregt, die an solchen Höfen leben.

„Buktar ist mein Gefangener," rief der Capitain, indem er ihn abführte. Er warf uns jedoch im Vorbeigehen einen Blick zu, welcher genugsam bezeichnete: „Thut nun das Eure, wie ich das Meinige für den Unglücklichen thun werde."

Wüthend warf der König nach Buktars Abführung den Hut auf den Boden und trat darauf.

„Was würde der König von England mit einem Manne machen, der ihn so beleidigt hätte?" wandte er sich wieder zu mir, indem der Zorn sein Gesicht verzerrte und er auf den Boden stampfte.

„„Se. Majestät würde ihn verhaften lassen, wie es Eure Majestät gethan,"" antwortete ich, „„und eine gerichtliche Untersuchung würde über die Straffälligkeit entscheiden.""

„So werde ich auch handeln!" rief er, langsam der Thüre zugehend, indem er vergessen hatte, daß er bereits den Befehl zur Hinrichtung ertheilt.

„„Ich werde Ruschan von Eurer Majestät Befehlen unterrichten,"" sprach ich, mich verbeugend, als ich an ihm vorüber ging.

Sie waren bereits im Sattel, Buktar zwischen zwei Cavaleristen, der Capitain vor ihm und der Nawab hinter ihm reitend. Meine Meldung war Ruschan gewiß nicht willkommen, obwohl er laut genug äußerte, daß es das Gefolge verstehen konnte, er vertraue der Milde der Zuflucht der Welt. Da ich hindostanisch und laut gesprochen, so mußte Buktar meinen Bericht gehört haben, gab aber, schlau genug„ kein Zeichen des Einverständnisses.

„Buktar muß sterben, keine Macht der Erde soll ihn vom Tode retten und sein Kopf soll fallen, ehe es dunkel wird," sprach der König zum Barbier, als er seinen Elephanten bestieg. Keiner wagte Dem zu widersprechen; wir Europäer wußten aber wohl, daß des armen Mannes Leben gerettet würde, wenn der Resident Zeit erhielte, zu vermitteln, wenn auch das Besitzthum Buktars verloren ginge.

Von dem Parke, in welchem dieser Auftritt vorfiel, bis zur Gumty war eine Entfernung von wenigen Meilen. Die fliegende Brücke, ein breites flaches Boot oder vielmehr Floß mit schützenden Seitenwänden, nahm uns, die Elephanten, Pferde und Alles auf und in wenigen Minuten befanden wir uns am jenseitigen Ufer. Diese fliegende Fähre war nur dem besondern Dienst für Se. Majestät vorbehalten und befand sich jedes Mal an der nöthigen Stelle, um die Last aufzunehmen, So ungeschickt und ursprünglich die Erfindung dieser Ueberfahrt war, wurde sie doch gepriesen und geachtet, weil sie exclusiv war. Für andere Leute gab es eine Schiffbrücke, welche den Verkehr zwischen beiden Flußufern vermittelte und die Mittags eine Zeitlang geöffnet wurde, um die Flußschifffahrt zu gestatten.

Im Palaste angekommen, schien der König besänftigter und ruhiger zu sein. Wir waren Alle wegen seiner Absichten mit Buktar Sing in Sorgen und Einer von uns wagte es, hier den Gegenstand noch einmal so schonend wie möglich zu berühren.

„Er soll nicht eher sterben,“ sprach der König, „bis eine regelmäßige Untersuchung der Sache geschehen ist.“

Mit dieser Versicherung mußten wir uns einstweilen begnügen, doch überließen wir nicht ohne Furcht den König seinem indischen Gefolge. Es gab ein großes Vermögen zu confisciren und unter sie zu vertheilen; Tod und Confiscation war daher immer der Rath, wenn die Person reich und mächtig war. Der Capitain, als der geeignetste, ward sogleich an den Residenten abgeschickt, aber die Antwort dieses Herrn war, er sehe noch nicht recht ein, wie er werde einschreiten können. Es sei ein besonderer Fall von Verrätherei eines Eingeborenen, der in keiner Art die Compagnie berühre, weshalb er keinen Grund zur Einmischung habe.

Als wir den Palast verließen, gingen wir Europäer zu dem unglücklichen Buktar, welcher in einem kleinen Nebengebäude gefangen saß, das früher einem Diener der niedrigsten Kaste angehört hatte. Zwei indische Soldaten bewachten ihn. Für ihn, den Mann von höchstem Range und der höchsten Kaste war dies schon Erniedrigung und Strafe genug. Das einzige Möbel, welche der Ort enthielt, war ein rohes indisches Bett, Scharpei genannt, wie es die Diener benutzen, ein einfaches Lattenwerk von rohem Holze auf vier Füßen stehend und innen mit Stricken bespannt, um die Matte oder Matraze zu tragen. Hier gab es aber keine von beiden. Alles war, wie wir hörten, vom Nawab auf des Königs Befehl so angeordnet worden. Von seiner Kleidung war ihm nichts geblieben, sowohl seinen reichgeschmückten Turban und sein prächtiges Gewand, wie seinen Säbel, seine Pistolen, seinen Kaschmirshawl, den er gewöhnlich als Gürtel trug, hatte man ihm genommen. Als wir eintraten, lag er auf dem erbärmlichen Lager und hatte nur ein Stück Zeug, wie es die niedrigste Classe trägt, um seine Lenden gewunden.

„Was ich sprach,“ sagte Buktar, „ward mit äußerster Sorglosigkeit, in närrischem Muthwillen gesprochen. Der König weiß,

daß ich nie gegen ihn intriguirt habe, als sein Vater und seine Familie ihm die Krone entreißen wollten. Ich muß sterben, Ihr Herren, ich weiß es; Ruschan ist nicht mein Freund. Aber Ihr, gute Engländer, schützt meine Familie vor dem Untergange. Se. Excellenz, der Resident, wird sich gewiß ihrer annehmen, wenn er gebeten wird. Ich bin ein Mann, ich kann Tortur und Tod ertragen, aber meine armen Weiber und Kinder, mein alter kranker Vater . . . . . Meine Weiber haben nie das Gesicht eines fremden Mannes gesehen; meine Kinder sind alle noch in zartem Alter; was soll aus ihnen werden, wenn ich fort bin. Versprechen Sie mir, gute Herren, ein freundliches Wort für sie einzulegen."

Es lag etwas ungemein Poetisches in seiner Sprache, wie in seiner Sorge und Aufregung und der Auftritt war so rührend, daß uns, die wir in mancher Hinsicht abgehärtet waren, die Thränen in die Augen traten. Wir versicherten ihn, Alles zu thun, was wir könnten.

„Ich habe noch diesen Edelstein behalten," sagte er; „alles Andere haben sie mir genommen." Es war ein großer Smaragd von hohem Werthe, den er oft am Finger getragen und uns nun übergab. „Sollte meine Familie Mangel leiden — möge sie ihr Eigenthum verlieren, wenn sie nur sonst nicht beleidigt wird — so werden Sie dies vielleicht für sie verkaufen. Thut es, gute Engländer, schützt und rettet sie vor Schmach und Elend, und der Segen der Wittwen und Waisen wird mit Euch sein!"

Wir mußten uns nun wieder entfernen und beruhigten ihn noch mit der Versicherung unser Bestes zu thun. Er war auch ruhig und resignirt als wir gingen. Sein eignes Leben hielt er für verloren, da er den Befehl der Execution mit angehört hatte und schrieb die Verzögerung einer ihm aufzulegenden Tortur bei. Er meinte, er kenne den König besser wie wir und habe Qualen über Männer verhängen sehen, die viel weniger als er verbrochen hätten.

Die versprochene Untersuchung sollte am Abende geschehen und

wir nachher, wie gewöhnlich, mit dem Könige speisen. Als wir uns zu bestimmter Stunde im Vorzimmer versammelten, brachte uns der Capitain die Antwort des Residenten. „Gott allein weiß, was das Ende von Allem sein wird. Wollte der Himmel, ich wäre in einer andern Stellung, als die ich jetzt einnehme,“ rief er heftig aus, „der arme Vater Buktars, alt und krank, seine Weiber und Kinder sind alle arretirt und in ein schimpfliches Gefängniß geworfen.“ Ein indischer Polizeisoldat meldete uns jetzt, daß es noch eine halbe Stunde dauern würde, ehe der König uns empfangen könnte. Sogleich waren wir Alle einverstanden, diese Zeit zu einem Besuche bei der unglücklichen Familie zu verwenden. Es war nicht blos Neugierde, sondern eine Mission des Trostes, die uns zu ihr führte.

Ich habe manches herzergreifende Schauspiel mit angesehen in meinem bewegten Leben, keines aber, das mich so angegriffen und peinlich berührt hätte, wie der Anblick dieser unglücklichen Versammlung von Weibern und Kindern. Aller ihrer Kleider und ihres Schmuckes beraubt, trugen sie ärmliche schlechte Sachen und erwarteten gleich harmlosen Lämmern den Schlächter. Der alte abgemagerte Vater weinte, nicht seinetwegen, sondern wegen der Leiden seines Sohnes und der Weiber. Junge zartgeformte Frauen, in allem Luxus und jeder Bequemlichkeit erzogen, hockten mit den Kindern zusammen, den rohen Blicken und brutalen Scherzen der indischen Wachtmannschaft preisgegeben. Eine drückte ihr Kind an sich und schien einige Beruhigung ihres Wehes in der Erfüllung der Mutterpflichten zu finden; eine andere saß in schweigsamem Harm, mit gesenktem Haupte und muthloser Haltung, eine Hindu-Niobe. Welche Vorbilder für einen Künstler. Welche Harmonie der hellbräunlichen Farbe mit den rabenschwarzen Haaren der heißen Zone. Sie hatten ihre Zöpfe aufgelöst, damit dieses Zeichen der Trauer zugleich zu einer Bedeckung ihrer Schultern werde und gewährten so einen anziehenden Anblick. — Als sie hörten, daß

wir als Tröster und Freunde Buktars kamen, ging ihre Scheu und Angst zu inbrünstigen Bitten und leidenschaftlichen Ausdrücken über. Sie warfen sich uns zu Füßen und flehten um unsere Fürbitte für den Verurtheilten. Welche Demüthigung aus Furcht und Liebe. Nicht für sich suchten sie Schutz und Hilfe, nur für Den, dessen unbedachte Worte sie in diesen Zustand versetzt. Wenn ein Hindostaner in etwas gesegnet ist, so ist es in den Tugenden der Frauen. Ehrenhaftere und edlere weibliche Humanität ist wohl nirgend so zu finden. — Wir versprachen, versicherten und beruhigten die armen sorgenvollen Geschöpfe, alt und jung, und hatten einigen Grund zur Tröstung, denn der Resident hatte zum Nawab geschickt und erklärt, wenn auch Buktar schuldig sei, so sei doch die Familie schuldlos und er werde nicht dulden, daß sie einem allgemeinen Blutvergießen oder ungerechten Qualen unterläge. Die Compagnie könne erlauben, daß der König Den oder Jenen tödte, aber den kaltblütigen Mord einer ganzen Familie oder Torturen unschuldiger Weiber und Kinder könne sie nicht gestatten. Wenn dieses Ereigniß zu den Ohren Europa's käme, würden die ehrenwerthe Compagnie und ihre Gouvernements in Indien einen schweren Stand haben.

Wir konnten nicht lange bei der Familie Buktars bleiben. Hätte uns der König vermißt und erfahren, daß wir tröstend bei dem Verräther und seiner Brut verweilt, so würde sich seine Wuth auch gegen uns gewandt haben. Mehr als je gestimmt, Alles zur Hilfe der Verurtheilten aufzubieten, verließen wir den Hof. Das Einschreiten des Residenten in Betreff seiner Familie rettete wahrscheinlich Buktar Sing das Leben, denn der Nawab war völlig eingeschüchtert durch die Ankündigung des großen Sehib, daß er und die Compagnie ihn für Alles verantwortlich mache, was der unschuldigen Familie und dem verurtheilten Radscha widerfahren würde. Es konnte weder dem ersten Minister noch dem Barbier mit seinen Aussichten etwas daran liegen, mit dem Residenten in

Collision zu gerathen, und als am Abende die Berathung stattfand, war jede Stimme laut und eifrig für Milde.

„Mag's so sein," sprach der König, der Sache müde, „mag der Verräther mit dem Leben davon kommen. Sein Eigenthum jedoch werde confiscirt und er selbst in einen Käfig gesteckt, um in ewiger Gefangenschaft, fern von Lackno verbannt, zu leben."

So lautete das Urtheil, und der Nawab ward mit dessen Vollziehung beauftragt. Ein mohammedanischer Häuptling aus dem Norden von Audh wollte am nächsten Tage nach seinen Besitzungen abreisen und ward ausersehen, Buktar als seinen Gefangenen mit sich zu nehmen. Dies war jedoch noch nicht Alles. Der König wollte ihn auch seiner Ehren auf eine Weise berauben, wie es nie zuvor einem Radscha geschehen. Nach den Ideen der Hindus ist eine dem Turban zugefügte Schmach ebenso schimpflich als widerfahre sie dem Eigenthümer desselben. Man ließ daher des Verbannten Turban und Kleider nebst den Waffen bringen und erstere durch einen Diener der niedrigsten Classe, eine Art Gassenkehrer, im Beisein unser Aller und der eingeborenen Häuptlinge beschmuzen. Der Diener that dies um so lieber, als er wußte, daß von nun an Niemand diese Kleider wieder berühren würde und sie sein Eigenthum würden. Der Säbel ward von einem herbeigerufenen handfesten Grobschmied in viele Stücken zerbrochen und eben wollte er auch die Pistolen mit gewichtigem Hammer zertrümmern, als er erst nachsah, ob sie geladen wären. Sie waren geladen und er stockte. Der König, der Alles beobachtete, argwöhnte die Ursache.

„Sind sie geladen?" fragte er heftig.

„„Möge die Zuflucht der Welt gnädig auf ihren Sclaven blicken; sie sind geladen,"" antwortete der Schmied.

„Ha! die Schlange! Sagte ich nicht, dieser Mann sei ein Verräther vom schlechtesten Schlage? Was saget Ihr nun, Ihr Herren?" wendete sich Se. Majestät zu uns, „war dies nicht eine vorbedachte Sache. Ihr hört, die schändlichen Pistolen sind geladen."

„„Es war ja aber seine Schuldigkeit als General geladene Pistolen bei sich zu tragen, um Eure Majestät zu vertheidigen,““ sprach der Hofmeister fest.

„Ha! sprecht Ihr so? Nun, bei Allah! ich werde sehen, ob Andere ebenso über seine Pflicht denken. Ruft den Capitain der Leibgarde, er soll sogleich kommen.“

Das Leben des unglücklichen Mannes hing an einem Haar. Wir waren vorsichtig genug, dem eintretenden Capitain weder einen Blick zuzuwerfen, noch sonst ein Zeichen zu geben. Wir wußten, daß er Buktar wohlwollte und kein Wort zu seinen Ungunsten sprechen würde.

„Capitain,“ redete ihn der König an, „wie forderte es die Pflicht Radscha Buktar Sings — doch nicht länger Radscha und Sing — seine Pistolen zu tragen, geladen oder ungeladen?“

Wir warteten mit zurückgehaltenem Athen. Die Scene hatte aber dem Capitain bereits gezeigt, um was es sich handle. Er sah den wartenden Grobschmied, des Königs finsteres Ansehen, die auf dem Tische liegenden Pistolen, unsere ängstliche Spannung und gab seine Antwort ohne Zögern:

„„Ohne Frage ist es Pflicht des Oberbefehlshabers und Generals von Eurer Majestät Streitmacht, auf eine plötzliche Gefahr, die Eurer Majestät drohen könnte, vorbereitet zu sein. Ungeladene Pistolen wären daher zwecklos.““

„Laßt sie abfeuern und zerbrechen und dann die Stücke in alle Winde streuen,“ sprach der König, als er sah, daß er wieder überwunden war.

Das Abendessen verlief wie gewöhnlich. Der Wein circulirte, der König amüsirte sich, lachte und scherzte und Niemand schien nur einen Augenblick an die Vorfälle des Tages zu denken.

Am nächsten Morgen besuchte der Resident selbst die Familie Buktars, versicherte sie seines Interesses und des Schutzes vor jeder ferneren Entehrung und verließ die Dankbaren in der Beruhigung,

daß sie nicht ganz verlassen seien. Noch denselben Tag verließen die Gefangenen im Zuge des nordischen Radscha die Stadt, der verurtheilte Buktar in dem Käfige eines wilden Thieres und streng behandelt, die Familie aber schonender gehalten. Des Residenten Einschreiten hatte bei den Eingeborenen jedes Ranges wahrhaft Wunder gethan. Reiche und Arme, Fürsten und Sipahis, Alle fürchteten die Kumpenny Bahador (die ehrenwerthe Compagnie) und den Residenten als deren Vertreter. Den indischen Ignoranten ist die Compagnie eine gefürchtete Mythe, die Ehrfurcht einflößt und schreckt, ein furchtbares Ungeheuer von unendlicher Macht und Energie, in einem fernen Lande wohnend, aber fähig, Alles zu sehen, was in Indien vorgeht. Ob Mensch, ob Engel oder Teufel, können sie nicht sagen, aber sicher etwas Furchterregendes und Mächtiges.

Buktar Sing war fort und wir hörten nichts mehr von ihm, außer daß seine Angehörigen vor Mangel geschützt seien, und der ihn bewachende Radscha es in seinem Interesse finde, ihn gut zu behandeln. Wahrscheinlich hatte er gleich allen reichen Eingeborenen vorsichtig große Summen Geldes vorher bei Seite gebracht, die ihn im möglichen Falle einer Confiscation vor Noth sichern sollten. Dies Jahr war eine allgemeine Theuerung in Audh und der Mangel an Reis, dieses Hauptartikels indischer Nahrung, steigerte die Preise desselben zu ungewöhnlicher Höhe. Unzufriedenheit und Unruhen in Lackno waren die Folgen. Man beschuldigte laut die Bazarhändler, die Theuerung künstlich hervorgerufen zu haben und lehnte sich gegen dieselben auf. Erschien der König öffentlich, so wurden ihm Klagschriften gegen die Speculanten in seine Haudah geworfen oder knieend von den Leidenden überreicht, wenn er zu Pferde war. Diese Petitionen wurden immer dringender und der König zeigte sich seltener in der Stadt. So verging ein Jahr. Noch war die Ruhe nicht hergestellt, die Petitionen noch ebenso häufig und Se. Majestät langweilte sich zu Tode über

die ewigen Berichte von verhungerten Familien und zerstörtem Eigenthum.

„Was mag nur die Ursache dieser Noth sein?“ sprach der König eines Tages im Derbar, „ich wüßte nicht, daß jemals früher die Misstimmung in Audh so lange angehalten hätte.“

Der Nawab äußerte etwas über die Ernten.

„Bah! Ruschan, altes Weib das Ihr seid, sprecht mir nicht von der Ernte. Hier muß etwas Anderes vorliegen; die letzte Ernte war ausgezeichnet. Was denkt Ihr davon, Meister?“

„„Eure Majestät, ich glaube, die Aufsicht in den Bazars ist schlecht, und es wäre gut, da einmal nachzusehen,““ antwortete der Hofmeister.

„Wahrhaftig! Da bin ich Eurer Meinung, Meister; wir selbst wollen heut Abend gehen und nachforschen, und uns dazu verkleiden, wie es der Kalif von Bagdad gethan. Ich werde selbst mitgehen, denn es wird sowohl nützlich als belustigend sein.“

Hatte sich der König etwas in den Kopf gesetzt, so war er nicht davon abzubringen. Ohne Verkleidung konnte weder der König noch die Anderen die Bazars besuchen. Was wir eigentlich dort angeben oder bewirken sollten, darnach fragte Niemand. Bald war der König als gemeiner Europäer gekleidet, ebenso der Nawab und zwei von uns. Die Anderen sollten sich zerstreut in der Nähe des Königs halten, doch ohne daß es den Anschein habe, als gehörten sie zu ihm. Der Nawab wie der Capitain der Leibgarde trafen Maßregeln gegen eine Ueberraschung oder plötzliche Gewaltthat, denn man vermuthete, daß, wenn die Familie des Königs die Verkleidung erführe, sie die Gelegenheit vielleicht benutzen möchte. Man konnte nicht wissen, ob nicht die Tollkühnen einen Streit anfangen würden, um den König zu ermorden. Eine solche tragische Scene zu verhindern, hatten Beide, Einer ohne Wissen des Andern, Sipahis und Gefolge beordert, die in gewöhnlichen Kleidern folgen sollten. Daß Alle stark bewaffnet waren, konnte nicht auffallen.

Auch daß wir so Viele waren, die unweit von einander die Bazars betraten, wurde nicht bemerkt, da bei unserm Betreten der engen Verkaufsstraßen schon Alles so dicht voll Menschen gestopft war, daß wir uns durchdrängen mußten durch die schmierige, dunstende und sehr übelriechende Menge. Stolze Radschputen und Patans mit klirrenden Tulwars und Schildern drängten uns; ernste bärtige Muselmänner bemerkten, als wir vorbeigingen, es sei hier kein Platz für Sehibs. Glatte Hindus lächelten uns zu und priesen ihre Waaren mit den demüthigsten Worten an. Endlich traten wir zu einem Geldwechsler, wo mehr Raum war. Seine Münzen lagen in kleinen Haufen auf den breiten Mulden abgetheilt, die hier als Tische dienten; seine eigene Gestalt hockte in unsauberm Aufputze mit untergeschlagenen Beinen in der Mitte. Zwei starke Gehülfen standen neben ihm, hinreichend fern von den Münzen, um sie nicht berühren zu können, aber doch nahe genug, um zu wachen und zu schützen. Ein Kaufmann, seinen Kleidern nach von einigem Ansehen, trat an den Geldwechsler heran und Beide wechselten freundliche Grüße.

„Wieder ein Angriff auf die Reisläden diesen Morgen, Mhadub," sprach der Neuangekommene.

„„Betrübte Zeiten! sehr betrübte Zeiten,"" antwortete Mhadub, schwermüthig den Kopf schüttelnd, als er nach uns blickte und sich erhob, um zu sehen, ob wir seiner Dienste bedürften. Der König gab uns bei dieser Bemerkung ein Zeichen. Er wollte mehr hören und trat zu einer benachbarten Bude, als wollte er einige Pauns*) kaufen. Wir gingen etwas weiter und betrachteten uns Säbel.

„Es ist wirklich hart, daß ein Kaufmann seine Waaren nicht verkaufen kann, wie er will, ohne Gefahr zu laufen, daß ihm das Eigenthum vernichtet wird," fuhr der Kaufmann fort.

---

*) Blätter, in welche Gewürz und eine Art Leim gewickelt ist, und die von den Eingeborenen gekaut werden, wie die Schiffsleute Tabak kauen.

„„Sehr hart,““ erwiderte der Wechsler, „„so war es früher nicht; aber jetzt wird nichts gethan. Ihr wollt einen Gold-Mohur gewechselt, Herr? Fünfzehn Rupien, vier Annas und acht Peis Dustury. Manche geben fünf Annas, ich kann aber nicht mehr geben, es sind schlechte Zeiten, wie ihr sagt, Bäbu.““

„So war es nicht,“ sprach der Bäbu, „als Radscha Buktar Sing Minister des Königs war; er hielt die Bazars in Ordnung.“

„„Da habt ihr Recht, Bäbu, sehr Recht! Radscha Buktar hielt auf Ordnung, wie Ihr sagt, jetzt sind schlimme, sehr schlimme Zeiten.““

Der Bäbu ging, er hatte das Seinige gesagt. Ich denke jetzt noch ebenso wie damals, daß ein Freund oder Verwandter Buktars von des Königs Vorhaben hörend, die Gelegenheit benutzt habe, ihn an den Verbannten zu erinnern. Nachdenklich kehrte er nach Hause, eine neue Idee im Kopfe festhaltend. Er dachte nur an Buktar Sing und an Das, was er auf dem Bazar erfahren.

Zwei Monate später war Radscha Buktar Sing in seiner früheren Stellung bei Hofe, und erfüllte seine Obliegenheiten und Ehrenstellen, als sei nichts vorgefallen. Die nächste Ernte brachte Ueberfluß und als ich Lackno verließ, war er noch „General“ und das Haupt der Polizei, in größerer Gunst als je beim Könige.

---

## Neuntes Kapitel.

### Des Königs Harem.

Obgleich wir Männer nie Gelegenheit hatten, das Innere des Harems zu sehen und das häusliche Leben seiner Inwohner zu beobachten, erhielten wir doch ziemlich genaue Berichte über diese Dinge. Europäischen Frauen war es erlaubt, die Weiber des Königs zu

besuchen und die privilegirte Classe der Eunuchen, welche stets ohne Umstände zu den Haremsfrauen eintreten konnten, immer in der Nähe des Hofes zu treffen und ziemlich gesprächig. Gewiß blieb uns Manches verborgen, aber das Meiste war unserer Forschung erreichbar und wurde durch Das vervollständigt, was wir von Anderen hörten.

Von allen lebenden Curiositäten im Palaste war für europäische Ohren gewiß keine so auffällig, als der Name weibliche Sipahis. Schon oft und lange ehe ich ihr eigentliches Geschlecht erfuhr, hatte ich diese männlichen Weiber vor den verschiedenen Eingängen zu den Frauengemächern hin- und hergehen sehen. Ich betrachtete sie ganz einfach als eine kleine Race Soldaten, mit wohlwattirten Röcken, so daß sie die Fülle der Brust nicht von anderen Sipahis unterscheiden ließ. Ihr langes Haar trugen sie in einen Knoten geflochten auf der Höhe des Kopfes, bedeckten es mit dem gebräuchlichen Tschako und trugen die gewöhnliche Ausrüstung indischer Sipahis, Muskete mit Bayonnet, Kreuzbandelier mit Patrontasche, Jacke und weiße Hosen. Nur zu den Haremswächtern des Palastes bestimmt, paradirten sie blos in den Höfen, wo ich sie ihre Uebung gleich anderen Soldaten vornehmen sah. Sie wurden von einem indischen Officiere der königlichen Armee eingeübt und schienen sehr vertraut mit dem Marschiren und Schwenken, mit dem Präsentiren, Laden und Abfeuern der Gewehre, mit dem Aufstecken und Abnehmen der Bayonnete, und was sonst dazu gehört. Ob sie im Felde zu brauchen waren, weiß ich nicht. Sie hatten ihre Corporals und Sergeanten, aber soviel ich erfuhr keine höheren Officiere. Viele von ihnen waren verheirathet und zu gewissen Zeiten genöthigt, die Reihen für einen oder zwei Monate zu verlassen, behielten ihre Plätze aber auch in solchen Zeiten so lange als möglich inne und ich habe einige Male welche erblickt, deren Proportionen das andere Geschlecht verriethen. Der Anblick solcher Soldatenfrauen belustigte den König sehr, der seine launigen Gespräche mit ihnen gewöhnlich

damit endete, daß er dem Delinquenten ein Geschenk zu geben befahl. Sie waren deshalb Delinquenten, weil es eine besondere Ordre gegen solche Entstellungen gab, die in den derbsten Ausdrücken der Soldatensprache abgefaßt war. Die Stärke dieser weiblichen Hilfsmacht betrug zwei Compagnien und sie wurde vom Könige während meines Aufenthaltes in Lackno einmal selbst gegen seine Mutter verwendet. Sein Vater Ghazi-eddin, hatte beschlossen, daß er ihm nicht in der Regierung folgen sollte, behielt ihn in seiner Gewalt und drohte, ihn eher zu tödten, als zum Throne zuzulassen Damals hatte seine Mutter, die Begum, mit dem ganzen Muthe eines Helden für ihn gekämpft. Sie hatte ihre Anhänger bewaffnet, durch ihr Beispiel angespornt, und endlich des Königs Pläne vereitelt, doch nicht ohne daß es zu einem blutigen Treffen kam, so daß sich der Resident genöthigt sah, weiterem Scandal vorzubeugen. Nun hätte man glauben sollen, Nasr-eddin müßte seiner Mutter ewig dafür dankbar geblieben sein, daß sie ihn vertheidigt, als er es selbst noch nicht konnte. Aber wie einst Ghazi-eddin gegen seinen Sohn verfahren wollte, wollte es jetzt Nasr-eddin gegen den seinigen. Seine Mutter nahm jedoch den Enkel unter ihren Schutz und verweigerte die Herausgabe. Der König befahl ihr hierauf, den Palast zu verlassen und sich in einen andern zu begeben. Sie ahnte seine Absicht und weigerte sich. Befehle und Drohungen halfen nichts, die Begum war nicht einzuschüchtern. Nun sandte der König die weiblichen Sipahis ab, sie herauszutreiben und es kam zum Kampfe. Von beiden Seiten wurde scharf gefeuert; die Kugeln pfiffen über meine Wohnung hinweg, einige davon sogar durch die Fenster. Erst als ich sah, daß wirkliche Gefahr vorhanden, fragte ich nach der Ursache und machte mich bereit, die Zimmer zu verlassen, so wenig ward auf das Schießen in Lackno geachtet. Funfzehn oder sechzehn von den Angehörigen der Begum wurden bei diesem Angriffe getödtet und das Ende des Streites war, daß der Resident sich abermals einmischte. Der Kö-

nig versprach, die Begum, seine Mutter, nicht weiter zu beunruhigen, noch seinen Sohn anzutasten, wenn sie den bezeichneten Palast beziehen wolle; der Resident garantirte das Leben des Kindes und die Begum zog beruhigt fort. Sie setzte mehr Vertrauen in das Wort eines englischen Gentleman, als in alle feierlichen Eide des Königs und seiner Minister.

Eine andere Classe des Gefolges im Palaste, und auch nur Lackno eigenthümlich, waren die weiblichen Birers oder Trägerinnen. Ihr Amt bestand darin, die Palankine und anderen bedeckten Transportmittel für den König und seine Frauen dnrch die inneren Höfe des Harems zu tragen. Sie standen ebenfalls unter militairischer Disciplin, hatten ihre Officiere und das Haupt derselben, ein großes männliches Weib mit gefälliger Haltung, war ein besonderer Günstling des Königs. Er schwatzte gern mit ihr und zwar in einer Manier, die nicht für zarte Ohren geschaffen war.

Die Zahl der Sclavinnen im Gefolge der Haremsdamen war sehr groß. Viele waren erbliche, andere ihren Angehörigen abgekauft und besaßen entweder große Schönheit oder irgend ein besonderes Talent im Singen, Geschichten erzählen, in der Abwartung beim Baden oder dergleichen. Oft wurden, wie in Konstantinopel, alte oder abgedankte Frauen auf die Seite geschafft und ich glaube sicher, daß diese Sclavinnen oder die Eunuchen als Werkzeuge dabei dienten. Solche Sclavinnen gab es nicht allein am Hofe, sondern in jeder Familie von einem gewissen Range in Lackno. Obgleich um die Personen der hohen Frauen beschäftigt, wurden sie trotzdem meistens gut behandelt und ihnen besondere Nachsicht gewidmet; sie verrichteten der Reihe nach ihre Obliegenheiten und es wurde für Sie ebenso Sorge getragen, wie für irgend Jemand im Harem. Ihre Slcaverei war ohne Strenge, da die mohammedanische gesellschaftliche Ordnung sie mehr als nothwendigen Anhang des Ranges und hohen Ansehens bedingt. Oft wurden sie, wenn sie ein gewisses Alter erreicht hatten, an ebenbür-

tige Männer verheirathet und ihre Kinder von den hohen Damen mit besonderer Sorgfalt behandelt. Viele erhielten selbst einen Gehalt oder ihre Freiheit, wenn man sie damit beglücken konnte. Mohammedanische Sclaven müssen sehr lasterhaft oder unwürdig sein, wenn sie nicht als Familienglieder betrachtet werden sollen. Freilich giebt es auch Schattenseiten. Nicht alle mohammedanischen Frauen haben ein Engelstemperament und Eifersucht und Groll reizen zu Grausamkeiten und Rache, besonders wenn der Gegenstand sehr schön ist; es sollen bisweilen unmenschlichere Behandlungen vorkommen, als man sich denken kann. Doch muß ich gestehen, daß ich während meines Hierseins weniger von solchen Fällen hörte als es meine Bekanntschaft mit dem hiesigen Adel hätte erwarten lassen. Peitschenhiebe und ähnliche Strafen gab es für beide Geschlechter, doch nicht in der schlimmen Art, wie in Amerika. Die meisten Strafen und grausamen Behandlungen waren dem Betriebe und den Rathschlägen der Eunuchen zuzuschreiben. Diese waren die Vollstrecker der Bestrafungen und schienen Peitschenhiebe und andere Quälereien mit einem gewissen Vergnügen und Lust an der Ausführung zu vollziehen.

Diese Eunuchen waren ebenfalls in großer Anzahl in den Häusern des hiesigen mohammedanischen Adels zu finden. Im Königspalaste gab es deren nicht weniger als hundertundfünfzig und das Haupt derselben, der Erste im Gefolge der Padschah Begum, einer Tochter des Königs von Delhi, war ein einflußreicher und mächtiger Mann in Audh. Diese Verschnittenen meistens zu ihrem Zwecke als Kinder in Oberindien gestohlen und an den Adel verkauft, standen bei ihren Herren hoch im Vertrauen, genossen manche Vorzüge, durften zu jeder Zeit und jeder Stunde in die Zinenah's eintreten und waren die gewöhnlichen Badeaufwärter der Haremsdamen und hierin dem weiblichen Gefolge vorgezogen. Viele dieser Unglücklichen waren in Audh zu hohen Aemtern gelangt, pachteten zeitweilig die Einkünfte großer Län-

dereien und unternahmen die Beaufsichtigung und Leitung wichtiger Geschäfte. Einer derselben soll sogar bei einem Besuche seines Souveraines diesem einen Thron von Gold im Werthe von einer Million Rupien gebaut und später zum Geschenk gemacht haben. Da der Sclave nach mohammedamischem Gesetze absolutes Eigenthum seines Herrn ist, so gehören diesem auch alle erworbene Reichthümer des Ersteren und was diese Eunuchen auch für Summen im Leben anhäufen, nach ihrem Tode fallen diese den Herren wieder zu. Alle werthvollen Kleider und Juwelen, welche sie wie andere Sclaven in Menge erhalten, sind den Trägern derselben nur auf Zeit geliehen, denn ein Sclave hat keine Erben und kein gesetzliches Recht zum Verschenken.

Treten wir nun in das Innere. Die Formen der Haremsgebäude sind nicht sehr von denen des übrigen Palastes verschieden. Das gewöhnliche Modell eines orientalischen Hauses zeigt einen viereckigen Hof mit Wohnungen umgeben, welche sich nach der inneren Verandah öffnen. Hat das Haus zwei Stockwerke, so läuft oben eine Galerie um den Hof, nach welcher sich die obern Zimmer öffnen. Die unteren Gemächer sind gewöhnlich zwei oder drei Stufen über den Boden des Hofes erhöht und bestehen zumeist aus langen leeraussehenden Hallen, an deren hintere Seite oft ein schmales Closet stößt, welches die Kostbarkeiten der Inhaberin an Kleidern und Schmuck enthält. Statt der Fenster in diesen Hallen dienen einfache Oeffnungen und die Thüren sind durch Vorhänge ersetzt. Die Gardinen heißen Purdahs und daher der gewöhnliche indische Ausdruck Purdahfrauen für solche, die zurückgezogen lebend, dem öffentlichen Anblicke entzogen sind, nur Besuche von ihren nächsten männlichen Verwandten annehmen dürfen und in so fest verschlossenen Sänften reisen, daß es der armen Gefangenen nicht möglich ist, etwas außerhalb zu sehen. Hat eine solche mohammedanische oder indische Purdahfrau in einem Gerichtshofe der Compagnie als Zeuge zu dienen, so erscheint sie in ihrem Palankin abgeschlossen vor Gericht. Ein Diener

oder Verwandter beschwört die Aechtheit der eingeschlossenen Dame und weder der sie befragende Richter noch ein anderer Beamter bekommt sie zu sehen. In ihrem dunklen Behälter mit untergeschlagenen Beinen sitzend, beantwortet sie die ihr gestellten Fragen; man hört ihre Stimme, ohne den Mund zu sehen, welcher spricht. Liegt in diesem Verfahren ein großer Misbrauch, so ist die indische Regierung deshalb nicht anzuklagen; die Sitten im Lande erheischen diese Heimlichkeit und solche Gebräuche sind weniger leicht abzuschaffen, als man denkt. —

Bei gutem Wetter wird der Hof zwischen den Gebäuden als Empfangsplatz von den Damen des Harems benutzt, oft wird auch ein Tuch über denselben gespannt und so der Boden beschattet. Die Hauptdame sitzt alsdann auf ihrem Musnud oder Thronkissen im Mittelpunkte und erwartet so ihre Besuche, welche beim Eintreten mit dem Selam grüßen. Sie erhebt sich nur vor sehr bejahrten Personen oder solchen, die höheren Rang wie sie selbst einnehmen und vor ihren männlichen Angehörigen. Die Herren der Schöpfung sind im Orient wirkliche Herren und oft genug Tyrannen. Die Weiber betrachten sie als eine höhere Classe von Wesen, lauschen ihren Worten, wie die Kinder denen der Eltern, nehmen ihre Ansichten an und theilen ihre Meinungen mit rückhaltlosem Vertrauen und sprechen davon mit kindlicher Einfalt und unbedingtem Glauben. Daß sie so werden, ist eine Folge ihrer Erziehung. Wird nicht stets bei ihnen die Geburt eines Mädchens für ein wahres Misgeschick, die Geburt eines Knaben für ein großer Segen gehalten? Der erfreuliche Anblick der Natur ist diesen schönen und zufriedenen Gefangenen ganz entzogen; sie haben nie einen Blick in eine schöne weite Landschaft gethan und viele von ihnen nicht einmal einen Garten, oder einen Fluß, eine Gruppe Bäume, oder ein offenes Feld gesehen. „Diese Blumen sind sehr schön, sehr schön; wie schön muß nicht der Boden sein, wo sie in Menge wachsen?“ ist ein Ausruf, den eine europäische Dame oft von ihnen hörte.

Sie bemerkt noch, daß jene oft verwundert fragten: „Wie wachsen denn diese Dinger? wie sehen sie an der Erde aus?“ — Empfangen die Damen ihre Besuche in den Hallen, so sitzt die vornehmste von ihnen in der Mitte des Gemachs auf ihrem Musnud, womöglich an einem Pfeiler. Außer ihr ist keiner anderen ein Musnud erlaubt. Es besteht dies aus einem Kissen, mit Goldstoff, gesticktem Seidenzeuge oder Sammet bedeckt, auf einem Teppiche von etwa sechs Fuß im Quadrat liegend, wobei der Rang der Frau durch die Schönheit oder Kostbarkeit des Teppichs oder Kissens bestimmt wird. In dem königlichen Harem hat das Kissen von Goldstoff einen schöngestickten Rand und zwei kleinere Kissen liegen so bei dem größeren, daß die Kniee darauf ruhen können, wenn die Dame mit gekreuzten Beinen sitzt. Eine Einladung, sich mit auf das Musnud zu setzen, bezeichnet gleichen Rang des Besuches oder große Achtung für den Gast. Sollte der Besuch sehr hohen Standes sein und die Wirthin sich bemühen, ihm die höchste Aufmerksamkeit zu beweisen, so überläßt sie dem Gaste das Kissen allein. Schon ein Sitz auf dem Teppiche ist eine Ehre. Große Lüster und schöne Armleuchter waren häufig im Harem des Königs, wenn auch nicht so allgemein in den Zinenah's des Adels. Nasr-eddin hatte sie eingeführt. Obgleich sein Vater Ghazi-eddin genug Luxusgegenstände anhäufte, behielt er doch alle für seine eigenen Empfangzimmer und zur Ausschmückung der Emanbarra. Jede von des Königs Frauen hatte ihr eigenes Harem, ihr eigenes Musnud und ihre eigenen Empfangzimmer und Hallen. Sie sahen ihren Ehegemahl monatlich vielleicht kaum einmal oder wohl noch seltener, waren aber doch seine Frauen und Königinnen. So vollkommen bekannt sie mit den Beziehungen waren, in welchen nur zu oft ihr weibliches Gefolge mit Sr. Majestät stand, so wurde mir gleichwohl gesagt, daß sie das nicht störe. Die Sclavin konnte das begünstigte Weib und die Königin das vernachlässigte sein, blieb doch jede streng an ihrem Orte und in ihrer Stellung im Harem und der

König selbst würde eine Aenderung in solchen Dingen nie gebilligt haben.

Wir hatten genugsam Gelegenheit die Anzüge der hohen Damen des Hofes zu sehen, und nicht blos die der Fächerträgerinnen. Es war ein gewöhnlicher Scherz Sr. Majestät, nach dem Bade die Kleider mit dem begünstigten Weibe oder der eben vorgezogenen Frau zu wechseln und in diesem Anzuge vor uns zu erscheinen. Selbst Abends that er dies bisweilen hinter dem Gazevorhange, der eine Seite des Speisezimmers einnahm, und erschien als Begum gekleidet. Wenn auch der Stoff der Kleider verschieden und die Art sie zu tragen etwas abweichend war, so blieben doch die Gegenstände immer dieselben und ihr Zuschnitt schien stereotyp zu sein. Die Peidschemas oder weiten Hosen von Atlas, Goldstoff oder Wäschseide fielen bauschig bis über die Fußknöchel, wo sie gefaltet und gebunden waren, bisweilen nur vorn gefaltet und hinten als Schleppe herabfallend. Ein breites goldenes oder silbernes Gürtelband, hielt sie um die Taille fest, und hing in reichen mit Juwelen und Perlen besetzten Quasten, bis auf die Knie herab. Das Leibchen, welches den Oberkörper bedeckte und unter den anderen Kleidern getragen wurde, bestand gewöhnlich aus einem dünnen sehr durchsichtigen Zeuge. Die durchsichtigste feinste Weberei zu diesem Leibchen, daß von allen indischen Frauen getragen wird, ist die gesuchteste und es wird große Sorge getragen, daß es festschließend am Körper sitze. Eine einzige Falte oder sichtbare Nath ist ein Fehler. Im Harem des Königs trug man sie mit Goldbehängen oder Stickereien um den Hals versehen. Ueber diesem Leibchen saß das Carti oder Hemd von feinem Zeuge, bedeckte aber die Verzierungen des Taillebandes nicht und war mit Gold- und Silberbändchen auf den Näthen und Säumen besetzt. Ueber diese leichten Unterkleider fiel ein Ueberwurf, Diputtah oder Dschudder genannt, der sowohl in als außer dem Hause getragen wurde und aus Gold und Silbergaze bestand. Der feine Musselin von

Dacca war der beliebteste Stoff für dieses Uebergewand und im Sticken und Verzieren des Besatzes wurde weder Mühe noch Kosten gescheut. Vom Hintertheile des Kopfes graziös über die Schultern fallend, gab dieses Gewand der Gestalt etwas Würdiges und Elegantes zugleich. Beim Stehen wurde es vorn übereinander gelegt, wobei das eine Ende herabhing, während das andere über die entgegengesetzte Schulter geworfen ward; saß jedoch die Dame, so fiel das Diputtah in Falten über den unteren Theil der Person und über ihren Schoos. Es auch im Sitzen über die Schulter zu werfen, galt von älteren Frauen als Coquetterie. — Man denke sich nun ein zierliches junges Weib mit dem bräulichen Teint in diese Tracht gekleidet und mit gespitzten Schuhen an den nackten Füßen, welche gleich den Händen rosig gefärbt sind. Die großen, schmachtenden, schwarzen Augen werden noch bezaubernder durch die schwarz gemalte Linie am Rande der Augenlider. Die Augenbrauen sind sorgsam gezogen und gepflegt, daß kein zerstreutes Haar den Halbzirkelschwung in seiner Reinheit unterbreche. Das glänzend schwarze Haar, nach süßem Jasminöl duftend, hebt das zarte Oval des Gesichtes, aus welchem es möglichst zurückgestrichen wird, um in geflochtenen Zöpfen auf den Rücken herabzuhängen. Verschiedentliche Ringe reihen sich rings um die Ohren, während ein großer Ring, ein Rubin zwischen zwei Perlen, vom Nasenknorpel niederhängt. Man denke sich ein so gekleidetes und verziertes junges Weib in der ganzen Grazie unzurückgehaltener und ungezwungener Entwickelung, die oberen Theile halb verborgen, halb hervorgehoben durch die transparente Kleidung, den unteren Theil mit den brillantfarbigen Peidschemas bedeckt, und man hat das Bild einer schönen Dame des Hofes von Audh, der herrschenden Favoritin selbst.

Nicht oft zogen die Begums in förmlicher Procession durch die Stadt. War jedoch ein heiliger Ort zu besuchen oder irgend ein Act der Frömmigkeit in einer entfernten Moschee zu verrichten, vielleicht in der Hoffnung des größten Segens für sie, ein männliches

Kind zu erhalten, so war der Pomp des Aufzuges, in welchem sich die Damen außerhalb zeigten, imposant genug. Nur vor der Padschah Begum wurden die Kesselpauken, das Zeichen der Herrschaft, vorausgetragen; sie allein hatte das Privilegium des gestickten Sonnenschirms, des Sonnensymbols oder Aftedah und der Pfaufederfächer. Sonst waren sich die Processionen stets gleich. — Möge hier das Bild eines Aufzuges der Padschah Begum und ihres Gefolges, wenn sie sich zur heiligen Durgah begiebt, um dort zu beten, folgen. — Zuvörderst mit spielender Musikbande und wehenden Fahnen erscheint eine Abtheilung von der Leibgarde des Königs in ihren glänzenden Uniformen von Blau und Silber; nach ihr zwei Bataillone Infanterie ebenfalls mit Musik und Fahnen. Ihnen folgt eine Compagnie Lanzenträger mit langen versilberten Spiesen, deren weiße Kleidung gut mit den carmoisinen Jacken der Fußsoldaten contrastirt. Eine Abtheilung Männer, ebenfalls in weißer Kleidung, von denen jeder eine kleine dreieckige hochrothe Fahne mit dem königlichen Wappen trägt, erscheint nun und geht der bedeckten Sänfte voraus, in welcher die hohe Dame selbst verborgen ist. Es ist dies ein kleiner, außen versilberter Behälter, der auf Stangen ruhend, von zwanzig Birers getragen wird, die jede Viertelmeile abwechseln. Diese Träger haben enganschließende weiße Kleider mit scharlachrothen Ueberröcken, an den Nähten mit Goldstickerei, und tragen ebenfalls rothe Turbans, vorn mit einem vergoldeten Fisch, von welchem eine goldene Quaste bis auf die Schulter herabhängt. Zunächst in der Ordnung der Prozession folgen nun die weiblichen Birers. Es ist ihre Aufgabe die Männer zu ersetzen, wenn die Sänfte den Palast oder die Außenräume der Durgah erreicht hat. Nun kommen hohe und niedere Palastdiener in großer Zahl, den Namen und die Titel der Dame weithin verkündend und die Bettler zurücktreibend, welche sich an solchen Tagen, wo Geld unter sie geworfen wird, nicht leicht zurückweisen lassen und in ungeheurer Menge herzudrängen. Hierauf folgt das Haupt der Eunuchen auf seinem

Elephanten, bei solchen Gelegenheiten verschwenderisch in eine Masse Goldstoff, mit ähnlichem Turban und in prächtige Kaschemirshawls gekleidet, eine überladene Puppe. Nach dem Eunuchen kommen die Hofdamen und das weibliche Gefolge der Padschah Begum in Palakinen, Dschandolen, Rutts und anderen seltsamen Transportmitteln, von Soldaten, Lanzenträgern und Palastdienern begleitet. Die bekannteren Palankine sind einfache große Kasten, mit Thüren an den Seiten, in welchen die Dame gelehnt sitzt. Die Dschandole ist von höherer Eigenschaft, luftiger und geräumiger, und ein Rutt ist ein kleiner Wagen, von zwei jungen Ochsen gezogen. Die Zahl, der auf diese Weise folgenden Damen beträgt oft hundertundfünfzig bis zweihundert. Fragt man, zu was diese vielen Damen im Gefolge einer Königsgemahlin nöthig sind, so erfährt man, daß einige Geschichtenerzählerinnen in mehrfachem Sinne sind und das Amt haben, ihre Herrin durch Erzählungen nach Art der 1001 Nacht in den Schlaf zu lullen; Andere kneten die Glieder gut beim Baden und werden täglich stundenlang gebraucht; andere sind gute Nätherinnen und verfertigen die Kleider des Harems, obschon im Allgemeinen die weiblichen Kleider in Indien von Männern genäht werden. Andere, die Blaustrümpfe des Harems, lesen den Koran vor, und schließlich folgt auch noch eine höhere Art Sclavinnen, welche die häuslichen Arbeiten des Harems verrichten und obgleich als Gesinde benutzt, doch nicht den Blicken der Männer ausgesetzt werden.

Von solchen Massen von Gefolge, Soldaten und Lärmmachern begleitet, begiebt sich die Padschah Begum nach dem Bethause, wenig an ihren hohen Rang und an das Aufsehen denkend, welches ihre Name in der Welt macht. Möge sie hinziehen, wenn nicht in Frieden, doch mit kindlichen Wünschen. Sie bleibt doch eine beklagenswerthe vergoldete Sclavin. Das ärmste Weib in Europa, die einen rechtlichen Ehemann und eine eigene Wirthschaft besitzt, steht hoch über ihr und ist glücklicher als diese Hauptkönigin von Audh mit alle ihrem Glanze.

---

## Zehntes Kapitel.

### Thierkämpfe.

Eine der gewöhnlichsten Belustigungen am Hofe zu Audh waren die Kämpfe zwischen Vögeln uud zwischen wilden Thieren, die man zu diesem Zwecke zog und vorbereitete. Mit welcher eigenen Hartnäckigkeit fochten z. B. zwei Rebhuhnmännchen miteinander, sich mit den angeschnallten Sporen entsetzlich stoßend und balgend. Bei solchen Gelegenheiten, gewöhnlich nach dem Essen, ward die Tafel abgeräumt und die kleinen Kämpfer, erst durch Reizmittel animirt, vor dem Könige auf die Tafel gesetzt. Die Hähnchen blickten uns Alle rundum nach der Reihe an und wunderten sich wahrscheinlich, warum man sie dahin gestellt. Ein gellender heller Schrei ward ausgestoßen und beantwortet, aber kein Zeichen von Feindschaft gegeben. Nun setzte man Sr. Majestät gerade gegenüber eine Henne zwischen beide Männchen auf die Tafel und jedes derselben näherte sich mit gemächlichen Schritten, um Bekanntschaft mit der Neugekommenen zu machen, in so feierlicher würdiger Art, als ob sich ein Türke in die Moschee oder in das Harem begebe. Wenn sie sich gegenseitig so nahten, ließen sich bald Zeichen von Feindseligkeit in ihrer Haltung und ihrem Gange erkennen. Hier erhob sich eine Feder, dort trat der Hals hervor, ein herausforderndes Krähen ward durch ein noch kampflustigeres Glucksen beantwortet, wobei die Henne immer stiller Zuschauer blieb, bis ein Anlauf geschah. So ruhig als möglich flog sie auf, ließ die beiden Herren ihren Streit unter sich abmachen und diese waren mit aufwärts stehenden Federn, erhobenem Kamme und vorgestrecktem Schnabel bald hart am Werke. Anfänglich bewacht jeder den Andern aufmerksam, indem er dabei vor Groll und Aufregung mit den halbgeöffneten Flügeln zuckt und die gespornten Füße schnell aufhebt und niedersetzt, wie auf den

Kampf erpicht. Sie bewegten sich vorsichtig im Kreise um einander herum, scheinbare Angriffe und Rückzüge ausführend, jeder aber sichtlich vom Wunsche des Sieges erhitzt und bemüht, den Schnabel in das Blut des Feindes zu tauchen. Wir Alle beobachteten den Kampf aufmerksam und applaudirten bald dem Einen bald dem Andern der Kämpfer, als die Schlacht vorschritt, der König am eifrigsten. Endlich trafen sich die beiden kleinen Helden mit gleichzeitigem Sprung in die Luft, einige Zoll über der Tafel; die Sporen wurden in die Schenkel und Seiten des Feindes gestoßen und wilde Stöße mit den Schnäbeln nach den Augen geführt. Blut fließt, einige kleine Tropfen hier und da, aber man sah doch, daß es kein scheinbarer Angriff, kein harmloser Waffengang ohne Zweck und Absicht gewesen. Die Zuschauer begrüßen den Sieger des Augenblicks, wenn er stolz auf dem Schlachtfelde steht und seine Großthat durch ein Glucksen ankündigt. Es ist aber keine Zeit zu verlieren, schon naht der Feind wieder. Er scheint nicht sehr durch die verlorenen Blutstropfen, die gestochenen Schenkel oder aufgerissene Seite eingeschüchtert und geht ohne Säumen wieder frisch ans Werk. Ein abermaliger Sprung folgt und abermals wird mit den Sporen gestoßen und nach den Augen gehackt. Der vorherige Sieger hat seinen Vortheil verloren und zieht sich einige Schritte mit einem aus der Höhle gerissenen Auge zurück, welches an der Sehne auf den Hals herabhängt. Es bedarf jedoch der lärmenden Zurufe nicht, womit die an dies grausige Schauspiel gewöhnten Zuschauer den armen Einäugigen anfeuern. Der Flug wird noch oft und jedesmal womöglich wilder erneuert, und damit nicht nachgelassen, bis einer der Kämpfenden todt auf die Tafel niederfällt oder am Blutverlust stirbt. Der Sieger hat oft ein Auge verloren, ist ein Krüppel fürs Leben und glücklich genug, wenn ihm der Gebrauch eines Beines geblieben. Oft verscheidet selbst der Sieger noch in den Händen der ihn liebkosenden Diener. Die Tafel ist wieder rein gewischt worden und der Wein kreist an derselben. Der König in bester Laune besteht dar-

auf, daß jeder mit ihm schnupfe, was auch Alle scheinbar thun. Das weibliche Gefolge brennt das Feuer in der hinter ihm stehenden Hukah an und Se. Majestät pafft und pafft in fröhlicher Ausgelassenheit über den kleinen wilden Teufel, der seinem Gegner so geschickt das Auge ausgepickt und sich dann mit aufgerissenem Leibe zurückgezogen habe. Es war wirklich zum Lachen. Will Se. Majestät noch mehr dergleichen Belustigung, so beeilen sich die Diener, zu fragen, ob der Gesalbte der Compagnie nun Wachteln, oder wieder Rebhühner, oder Krähen, oder gewöhnliche Haushähne haben wolle. Hat er gewählt, beginnt der Kampf von Neuem und der Lärm steigert sich, je mehr der Wein die Runde macht, bis Se. Majestät keine Befehle mehr geben kann und das Ganze sein Ende erreicht hat.

Eine schöne Art Antilopen, klein und zart geformt, wird zahlreich am Fuße des Himalaya gefangen und in Lackno für den Kampf erzogen. Diese Kämpfe fanden jedoch in einem der Lustgärten, wo sich eine Umhegung befindet statt. Nichts war hübscher, als der halbtrottende Gang, mit welchem die zwei gehörnten Helden einander nahten, wobei die gezackten Geweihe in der Luft tanzten, und dann das geschickte Manöver zu sehen, womit das Paar einen kleinen Vortheil des Platzes zu gewinnen suchte. Wie schade, daß alle diese Zierlichkeit und Geschicklichkeit keinen besseren Zweck hatte. Im heftigen Gefechte die Geweihe kreuzend, gingen die Kämpfer bald vor, bald zurück, je nachdem sich der Vortheil auf die Seite des Einen neigte, bis sich endlich die Geweihe fest in einander schlossen und die Anstrengung der Muskeln und jeder Flechse, eine ängstliche Prüfung der Kraft sich kundgab, die oft mit dem Tode des einen Thieres endete. Mit dem Hintertheile fest aufgestellt, den Kopf gesenkt und die Füße fest gegen den Boden gestemmt, stoßen und ringen sie immer heftiger, bis endlich die Kraft des einen unter der langanhaltenden Anstrengung nachgiebt. Die rollenden Augen verrathen Schrecken, die Beine werden mit nervösem Zucken

gehoben und niedergesetzt und je mehr der schwächere Theil zurückweicht und an Kraft verliert, desto kräftiger werden die Stöße des Gegners. Auf der einen Seite größte Muskelspannung, Belebtheit jedes Gliedes, auf der andern Lähmung des Schreckens und zuckende Glieder, wird das schwächere Thier bis an den Einschluß gedrängt, wo sein Hintertheil die Bambusstäbe erreicht. Unter den ruhelosen immer wüthender werdenden Stößen des Feindes, wendet es die Augen Hülfe suchend nach der Galerie, von welcher eben Zeichen des Beifalls schallten und sucht, seitwärts wendend, durch Flucht zu entkommen. Augenblicklich lösen sich die Geweihe auseinander, aber ebensoschnell dringen die scharfen Spitzen des Gegners in die Seiten des besiegten Thieres, welches mit wild aufgeworfenem Kopfe, schmerzvoll stöhnend in die Kniee sinkt, indem ihm dicke Thränen über das Gesicht laufen. Aber das Leben ist süß, mit heftiger Anstrengung rafft sich die gesunkene Antilope auf, drängt den Kopf des Feindes auf die Seite und schießt mit Windeseile um die Einhegung, vergeblich eine Stelle des Entkommens suchend. Eine flüchtige Antilope läuft so schnell, daß das Auge Mühe hat ihr zu folgen. Keine Aussicht der Rettung, die Seite stark blutend und den Gegner dicht neben sich, der zu einem neuen Stoße ausholt. Dieser beugt im Wettlaufe den Kopf fast bis zu den Knieen, um die blutgerötheten Geweihe in gleicher Höhe mit der Seite des Fliehenden zu halten, und versetzt endlich, die Gelegenheit wahrnehmend, dem Flüchtling einen starken Stoß. Er hat ihn angespießt, die Geweihe stecken tief in der dampfenden Seite und das arme gehezte Thier fällt sterbend oder todt zur Erde, indeß der Sieger den Leichnam von den Hörnern schüttelt und triumphirend den Kopf erhebt.

Aber alle Kämpfe zwischen den bis jetzt genannten Thieren sind unbedeutende Schauspiele gegen einen Kampf zwischen den wilderen Tigern, zwischen Rhinocerossen oder riesigen Elephanten. Wenn zwei Tiger, die man durch mehrtägige Entziehung des Futters und Trunkes eigens für den Streit vorbereitet hatte, die

stark vergitterte und verbarrikirte Arena betraten, herrschte eine so spannende Erwartung, daß man konnte eine Nadel fallen hören.

Es gab in der königlichen Thiersammlung einen famosen Tiger, ein wahres Ungeheuer, Kagra genannt, der schon bei mehreren Gelegenheiten Sieger geblieben war. Er war unbedingt einer der größten, den ich je gesehen, und sein schön gestreiftes Fell leuchtete glänzend, wenn er es zuckend über Glieder und Rücken bewegte. Die Kenner des Kampfes hatten bereits gezweifelt, einen ebenbürtigen Gegner für Kagra zu finden, als man die Nachricht erhielt, es sei ein Tiger von enormer Größe und Stärke in dem Terreh, jenem langen Streifen Schilfland zwischen Audh und Nepal, gefangen worden, und man war nun überzeugt, es müsse einen großartigen Kampf geben, wenn man das neue Ungeheuer dem furchtbaren Kagra gegenüberstelle. Man pflegte deshalb den fremden Tiger, den Terreh-wallah, wie er genannt wurde, mit besonderer Sorgfalt. — Bei Gelegenheit des Besuches, den der Oberbefehlshaber der englisch-ostindischen Armee dem Könige von Audh abstattete, sollte dieser beabsichtigte Kampf stattfinden und es wurde Alles aufgeboten, das Schauspiel so imposant als möglich zu machen. Man schmückte den Hof, in welchem das Gefecht vor sich gehen sollte, mit Laubwerk und den so brillantfarbigen und wohlriechenden indischen Blumen, und umgab die Galerie reich mit Vergoldung und Fahnen. Neben dem von einem Schirme beschatteten Sopha des Königs, welches mit Scharlach und Goldbrocat überzogen und etwas erhöht war, befanden sich zu beiden Seiten ähnliche Ehrensitze für den Commandeur und den Residenten. Der König selbst trug an diesem Tage eine neue Krone von kostbarer Arbeit und mit vielen Juwelen besetzt, auf welcher sich ein schöner blendendweißer Reiherstutz wiegte. Er konnte würdig erscheinen, wenn er wollte und der Contrast der sanft dunkelnden Farbe seines Gesichtes mit den glänzenden Edelsteinen und dem zarten Stutz war wirklich imponirend und sehenswerth. Er trug dabei seine orientalische Kleidung

aus einem glänzenden chinesischen Seidenzeuge, das wie Gold und Silber zugleich schimmerte und bei jeder Bewegung wie polirte Juwelen funkelte. Der Oberbefehlshaber ging in seiner Generalsuniform und auch der Resident war in vollem Staate.

Die Käfige des Kagra und des Terreh-wallah wurden an die der Galerie entgegengesetzte Seite des Hofes gesetzt, um so besser gesehen zu werden und wir konnten die langen glänzenden Rücken dieser Thiere erblicken, als sie in großer Aufregung in ihren Behältern auf und nieder gingen, wobei sie jeden anknurrten und ihm die vielen Zähne zeigten, der ihnen zu nahe kam. Man zögerte einige Zeit mit dem Beginn des Kampfes, weil man beabsichtigte, das jedes der Thiere die Gegenwart des andern gewahr werden sollte; denn so wild ein Tiger ist, ist er doch zugleich ein feiges Thier, wenn er unerwartet auf Gefahr stößt. Ich sah einst selbst mit an, daß zwei derselben, gehörig durch Hunger und Durst vorbereitet, lebhaft in die Arena sprangen, sobald sie sich aber ansichtig wurden, ihr Aeußerstes thaten, in den Käfig zurückzugelangen, und ihn verfehlend, in einen Winkel schlichen, dort auf die Pfoten niederhokten und sich aufmerksam, aber nicht zur Feindseligkeit aufgelegt, beobachteten. — Es war natürlich, daß die beiden jetzigen Tiger bald einander gewahr wurden, denn wenn sie bei ihrem Umgehen sich dem andern Käfig näherten, standen sie stille, knurrten und zeigten einander nach ächter Tigerart die Zähne.

„Auf welchen von beiden will Eure Excellenz wetten?“ fragte der König den Commandeur, als er denselben die Thiere aufmerksam beobachten sah.

„„Eure Majestät wird mich vielleicht entschuldigen,““ war des Obergenerals Antwort. Er war nicht Willens mit dem Könige zu wetten, da zu eben der Zeit die Compagnie etwas gespannt mit Audh war.

„Hundert Gold-Mohurs für Kagra,“ rief nun Se. Majestät, sich zum Residenten wendend.

„„Es gilt, Eure Majestät. Ich denke der Erfolg soll für Terreh = wallah sein,““ antwortete dieser.

Der König rieb sich vergnügt die Hände und schien sich sehr zu ergötzen.

„Wollt Ihr auf den Terreh = wallah wetten?“ fragte er nun den ersten Minister ungestüm in hindostanischer Sprache.

„„Der Herr Resident haben bereits acceptirt; doch will ich's auch, Sir,““ versetzte der Nawab.

„Also hundert Gold = Mohurs für Kagra!“ wiederholte Se. Majestät.

Der Nawab nahm die Wette an und zog ein zierliches kleines Täfelchen unter seinem Kaschmirgürtel hervor, um die Verhandlung zu notiren.

Das Signal ward gegeben, die Bambusstäbe gleichzeitig gehoben und die Käfigthüren geöffnet. Terreh = wallah sprang mit gewaltigem Satze aus dem Behälter, öffnete weit den ungeheuren Rachen und schwenkte aufgeregt mit dem Schweife nach beiden Seiten. Kagra ging mit gleichen Geberden, aber langsamer in die Arena vor. Sie mochten etwa funfzig Fuß von einander entfernt sein, als sie still standen und sich mit offenem Rachen und wedelndem Schwanze beobachteten. Endlich ging Kagra einige Schritte vorwärts, worauf sich sein Gegner sogleich auf den Boden legte, aber nicht ausgestreckt, sondern die Füße unter sich, wie zum Sprunge bereit. Kagra, ihn aufmerksam bewachend, nahte sich noch immer langsam und vorsichtig, doch nicht in gerader Linie, sondern seitwärts einen Bogen beschreibend. Gleich stand der Terreh=wallah wieder auf den Füßen, einen Bogen nach der andern Seite gehend, doch so, daß sich Beide dabei einander näherten. Erwartungsvolles Schweigen herrschte auf der Galerie. Jedes Auge war auf die beiden einander nahe schleichenden Thiere geheftet und dies um so mehr, als die Tiger von ungewöhnlicher Größe und von den schönsten Verhältnissen, stark und muskulös waren. Terreh=wallah war

von Farbe etwas lichter, als sein Gegner und der Ton zwischen den schwarzen Streifen etwas gelber. Als sie langsam Schritt für Schritt einander ziemlich nahe gekommen waren, machte Kagra einen Sprung, da er durch frühere Siege viel Selbstvertrauen erhalten hatte. Er sprang nicht, als ob es freiwillige Anstrengung wäre, sondern als würde er durch eine ungekannte und unwiderstehliche Kraft in die Luft geschleudert. So plötzlich und ungestüm er durch die Luft schnellte, traf er doch den Terreh-wallah nicht unvorbereitet, denn dieser sprang gleichzeitig zur Seite, so daß ihn der herabfallende Kagra verfehlte. Bevor dieser den Fehlsprung erkennen und sich erholen konnte, war auch in demselben Augenblicke sein Gegner schon auf ihm, indem sich die Krallen desselben fest in seinen Hals gruben und dessen entsetzlicher Rachen seiner Kehle unangenehm nahe kam. Wir sahen indeß kaum, daß der Terreh-wallah einen Vortheil errungen, als Kagra wieder einen Seitensprung machte, zu dem er seine ganze Energie zusammengerafft zu haben schien. Er schleppte seinen Feind ein Stück mit fort, dessen Krallen verloren den Halt, während der offene Rachen in der Luft schnappte, und Kagra war frei. Sein Hals und seine Schultern trugen jedoch blutige Merkmale der erhaltenen Verletzung und kaum sah er sich von seinem Gegner befreit, als er sich mit größter Wuth zu einem neuen Angriffe gegen diesen wandte.

„Schawasch! Kagra, bravo! Ich werde zweihundert Gold-Mohurs setzen,“ sprach der König, sich zum Nawab wendend.

„„Wie die Zuflucht der Welt befiehlt; mögen es zweihundert sein,““ war die Entgegnung Ruschans, als er abermals sein Täfelchen hervorzog.

Die Theilnahme am Streite in der Arena war zu spannend, um unsere Aufmerksamkeit abziehen zu lassen. Kurze Zeit nur standen die beiden Tiger sich bewachend gegenüber, den Rachen bis zur weitesten Grenze geöffnet, mit vor Aufregung zuckenden schöngeflecktem Felle und schlagendem Schweife. Kagra griff wieder an, stand

aber seinem Gegner zu nahe, um ihm zu erlauben, die frühere Kriegslist auszuführen, und auf die Seite zu schlüpfen, fand ihn aber unerschrocken. Sie standen jetzt ziemlich in der Mitte der Arena und als sich ihre scharfen Krallen ausstreckten und die beiden Rachen die gegenseitigen Hälse zu packen suchten, geschah dies von beiden Seiten so schnell, daß man den Angriff von der Gegenwehr unmöglich unterscheiden konnte. Mit den Rachen an der Kehle des andern und die Krallen tief in die Hälse gehakt, zogen sie mit wüthendem Geknurr einander näher und erhoben sich zuletzt auf ihre Hinterbeine, mit der größten Kraft und Gewandtheit sich drückend und zerrend und mit einander ringend. Es war eine höchst interessante Scene, wie sie sich oft in den Schilfmooren wiederholen mag. So aufgerichtet mit einander ringend, waren sie mehr als sechs Fuß hoch und die runden Köpfe mit den funkelnden Augen bildeten eine schöne Fortsetzung der ausgestreckten muskulösen Leiber. Es war keine Veränderung der Stellung, kein Zufahren mit Kralle und Rachen mehr; es war ein Kampf auf Leben und Tod. Beide bluteten stark und es konnte nun nur noch von der Stärke abhängen, wer den andern unter sich bringen werde. Kagra, geschickter oder ungestümer als sein Gegner, warf diesen endlich nieder, wobei sich beide am Boden wälzten, Terreh-wallah auf dem Rücken liegend, Kagra über ihm. Aber auch dieser Vortheil war nur ein momentaner. Die Hinterkrallen Kagra's waren tief in den Unterleib seines Feindes gedrungen, dieser aber, nicht einen Augenblick den festen Griff seines Rachens fahren lassend, schlug mit einer der Vorderpfoten den Gegner über das Gesicht. Seine Kralle fuhr über dessen Augen und riß eines heraus. Einen Schrei des Schmerzes und der Verzweiflung ausstoßend, gab das verstümmelte Thier seinen Griff auf, um sich von seinem Feinde abzuwenden. Er konnte aber nicht loskommen. Terreh-wallah klammerte sich mit den tiefverbissenen Zähnen fest an seine Kehle, ließ sich selbst von Kagra, der sich vergeblich loszumachen versuchte, einige Schritte über den

Platz schleppen, um mit einem Male seine hingestreckte Stellung verlassend, sich selbst auf seinen Angreifer zu werfen. Der Kampf war dem Wesen nach zu Ende. Kagra, nun unter dem Feinde liegend und viel Blut verlierend, war unvermögend, den verlorenen Vortheil wiederzuerlangen. Terreh-wallah drängte mit einer Pfote den Kopf des Gegners zurück, mit den Zähnen tiefer in dessen Kehle greifend, während Kagra unschädlich mit den Krallen um sich schlug, hier und da das Fell seines Feindes zerriß. Er konnte aber keinen Halt mehr finden und unterlag augenscheinlich dem Griffe und Bisse seines Feindes.

„Kagra ist geschlagen," klang es in englischer und hindostanischer Sprache. „Kagra ist geschlagen," murrte der König und gab Befehl, den Käfig des Besiegten zu öffnen und den Terreh-wallah wegzutreiben.

Glühende Stäbe wurden durch die Umgitterung gesteckt und der erfolgreich kämpfende Tiger ließ sich grausam brennen, ehe er seine Beute aufgab. Es war dies der schlechteste Theil des Schauspiels, doch das einzige Mittel, Kagra's Leben zu retten. Terreh-wallah ward weggetrieben und seine Krallen tropften von Blut, als er ging. Kagra begab sich nach dem Käfige mit allen Zeichen eines Besiegten, indem Blutflecken seinen Weg bezeichneten und er den Schweif zwischen die Beine einzog. Als er floh, geschah es nicht, wie ein Roß fliehen würde, heftig und mit erhobenem Kopfe, sondern verstohlen, schleichend, mit katzengleicher Beweglichkeit. Die vorgehaltenen glühenden Eisen hinderten den Feind an der Verfolgung, er wendete sich zur Seite, dem Fliehenden nachstarrend. Noch hatte aber dieser den Käfig nicht erreicht, als der Sieger hoch über die Eisen sprang, den fliehenden Tiger noch einmal anzugreifen, aber kurz vor seinem Opfer niederfiel. Kagra beeilte seine Schritte, erreichte den Käfig und kauerte sich in der fernsten Ecke desselben nieder, von seinem Verfolger, der kein Auge von ihm wendete, stätig beobachtet. Dieser schüttelte sich zwei- oder dreimal,

leckte sich die Pfoten, erhob sich majestätisch aus der liegenden Stellung und ging kaltblütig nach dem eigenen Käfig, der bereits zu seinem Empfange geöffnet war. Die zerrissenen Schultern und die großen Tropfen Blut, welche beim Gehen von ihm fielen, bezeigten wie theuer er seinen Sieg erkauft habe.

Ich wende mich nun zu den größeren Thieren.

Etwas Roheres kann man sich nicht denken, als einen Streit zwischen Kameelen. Von Natur zu nützlichen und friedlichen Thieren bestimmt, werden sie in Lackno zum Kampfe abgerichtet und kriegerisch gemacht, um einen odiösen Anblick zu erzielen. Es ist bekannt, daß das Kameel, gleich dem Lama in Peru, aus der Kehle eine Flüssigkeit auf den Gegner losspritzt und ich habe es mit angesehen, daß sie diese Flüssigkeit aus dem Magen mit schrecklicher Energie hervorspeien. Ebenso häßlich sah es aus, wenn eines die lange Lippe des andern mit den Zähnen faßte und auf brutale Weise zerrte. Solche Kämpfe endeten nur mit dem Zerfleischen des Kopfes und dem Beschädigen der Augen, die hohen Körper bleiben unberührt.

Das Rhinoceros ist von Natur ein ebenso friedfertiges Thier, man erzählt selbst, es sei zu den Zeiten Ghazi-eddins zum Tragen und Ziehen benutzt worden; ich selbst habe dies jedoch nie gesehen. Es eignet sich aber besser zur Fehde, als das arme Kameel, da sein messerähnliches Horn, seine undurchdringliche panzergleiche Haut, sein massiger Körper und die großen muskulösen Glieder es zu einem gefürchteten Gegner der größten Thiere machen. Gereizt, vermag es ein Nilpferd zu tödten und sich selbst dem Elephanten gegenüberzustellen. Daß sie hier oft zum Gefecht benutzt wurden, läßt sich daraus schließen, daß während meines Aufenthaltes sich immer funfzehn bis zwanzig in der Menagerie befanden. Sie wurden im offenen Parke zu Dschangonge gepflegt und konnten, ohne bestimmte Grenze, weit umher laufen. In der Nähe des erwähnten Palastes, bisweilen auch zu Mobarrack-Monzul fanden

die Kämpfe zwischen den größeren Thieren statt. Die Zuschauergalerie befand sich auf der einen Seite der Arena und bestand in einem für den König und sein Gefolge errichteten Balkone, in seiner Bauart einem Einfahrtsportikus an der Fronte eines Hauses ähnlich, wie solche in Calcutta sehr gebräuchlich sind. Bisweilen geschahen die Begegnungen der großen Thiere auch im offenen Parke, wo hierzu Galerien auf massigen Pfeilern errichtet waren. Die zwei männlichen Rhinocerosse, die zu gewissen Zeiten, gleich den Elephanten, stets bereitwillig waren, sich in einen Kampf einzulassen, wurden gebührend durch Arzneireizmittel vorbereitet und in entgegengesetzter Richtung in die Umhegung gelassen oder im Parke durch flinke Burschen zu Pferde mit langen Spießen aufeinander losgetrieben. Gewöhnlich reichte der erste Anblick des Gegners hin, sie kampfbereit zu machen und ihr feiner Geruch sagte ihnen sogleich, ob ein männliches oder weibliches Thier in ihrer Nähe sei. Schnell auf einander mit gesenktem Kopfe losstürzend, treffen sie zornig in der Mitte zusammen, die bewaffnete Schnauze gleich einem Eber vorstreckend. Ihre Haut ist jedoch auf dem Rücken und an den Beinen so dick, daß selbst das kurze scharfe Horn sie nicht zu durchdringen vermag. Nur an der weicheren Haut des Bauches und an den Stellen zwischen den Beinen sind sie verletzbar. Sie versuchen daher, die Schnauze zwischen die Vorderbeine des Gegners zu bringen, um dort die Haut aufzureißen, eine Aufgabe, die dem nach hinten gekrümmten Horne, wenn das Thier die erforderliche Stellung gewonnen, ziemlich leicht ist. Da sie aber beide gleichen Vortheil suchen, so treffen sich ihre Köpfe und Rüssel. Sie hauen und stoßen mit gesenktem Kopfe, indem sie tapfer grunzen und eine Beweglichkeit und Kraft entwickeln, die man bei ihrer unbehülflichen Gestalt für unmöglich halten sollte. Die Schnauzen rasseln im beiderseitigen Stoße zusammen und die Hörner treffen einander der Art, daß man den Ton ziemlich stark hört. Bald schließen sie fest zusammen, Horn an Horn, Rüssel an Rüssel, Kopf

an Kopf, aber immer bemüht, die Brust und den weichen Theil zwischen den Vorderbeinen zu schützen. Nun beginnt ein harter Kampf, ein stetes Stoßen und Ringen mit aller Macht, wobei das ganze Gewicht ihrer riesigen Formen und die ungeheure Kraft, womit sie die Natur begabt hat, in die Wagschaale gelegt wird. Dieses Andrängen wird so beharrlich fotgesetzt, bis das schwächere von beiden Thieren weichen muß. Erst wird es langsam, Schritt für Schritt, dann schneller mit einer Art Rückwärtstrott von dem kraftvolleren zurückgetrieben, welches seinen Vortheil mit unermüdlichem Ungestüm verfolgt. Sieht das schwächere Rhinoceros endlich, daß es nicht länger Stand halten kann, so macht es einen verzweifelten Sturz rückwärts, um Rüssel und Horn loszubringen. Dies ist der entscheidende Moment des Kampfes. Das Ende habe ich sehr verschieden gesehen. Ist der Kampfplatz umhegt und das schwächere Thier kann sich nicht weiter zurückziehen, so ist es sicher, durch den ungestümen Angreifer aufgerissen zu werden, und schwerverwundet oder todt niederzufallen, wenn sein Gegner nicht mit heißen Eisen oder Spießen abgehalten wird. Auf offenem Platze jedoch gelingt es bisweilen dem Zurückgetriebenen, sich loszumachen und so schnell als möglich die Flucht zu ergreifen, ohne einen ernstlichen Stoß zu erhalten. Das stärkere Rhinoceros folgt ihm und bald sind Beide aus den Augen verloren. In solchen Fällen hängt Alles von der Beschaffenheit des Bodens und der gegenseitigen Thätigkeit der beiden Thiere ab. Wird das fliehende von seinem Verfolger eingeholt, so ist es um sein Leben geschehen, denn es hat bald eine klaffende, einen Fuß tiefe Wunde im Bauche. — Bei einer einzigen Gelegenheit endete indeß das Treffen ganz anders als erwartet wurde. Das schwächere Thier war nach und nach, erst langsam, dann immer schneller, zurückgewichen. Es war im offenen Parke. Endlich machte es ein erfolgreiches Rückwärtstauchen, um sich loszumachen. Das stärkere dickköpfige Vieh, dadurch überrascht, hob den Rüssel erschrocken in die Höhe und sein gewandter Gegner be-

nutzte geschickt den günstigen Moment. Anstatt zu fliehen, senkte er den Kopf und brachte seinen Rüssel sogleich zwischen die Vorderbeine des Feindes. Der Blutstrom, welcher dem verwundeten Kämpfer entquoll, wie auch sein lebhaftes Schnauben verkündeten den Sieg desjenigen, der noch vor Kurzem Halt und Hoffnung verloren hatte. Nun wendete sich das verwundete Rhinoceros zur Flucht, viel Blut verlierend und mit heraustretenden Eingeweiden. Sein Gegner erlaubte ihm auch, sich zu wenden und einige Schritte zu laufen, fuhr aber dann mit der Schnauze zwischen die Hinterbeine des Fliehenden und riß mit dem Horne so heftig, daß dieser schrecklich zerfetzt zu Boden fiel, worauf die Reiter mit den langen Spießen mit vieler Mühe den Angreifer hinwegtrieben. Ob es starb oder nicht, ist mir unbekannt. Die eingeborenen Viehärzte waren jedoch in der Behandlung dieser Ungethüme so geschickt, daß ich mich nicht wundern würde, wenn man es lebend erhalten hätte.

Ein Kampf zwischen einem Rhinoceros und einem Elephanten ist nicht so interessant, wie ein solcher zwischen einem Rhinoceros und einem Tiger. Im ersteren Falle ist es anfänglich nicht leicht, die beiden Thiere zu einem gegenseitigen Angriffe zu vermögen, selbst wenn beide brunstig sind. Haben sie jedoch die Idee, den gegenseitigen Muth zu erproben, so nähert sich gewöhnlich der Elephant mit hoch in die Luft erhobenem Rüssel und vorgestrecktem Kopfe. Das Rhinoceros ist auf seiner Hut und geht ebenfalls mit gesenktem Kopfe vor. Oft prallen die langen Fangzähne des Elephanten ohne Schaden von der dicken Haut des Gegners ab, während sein gewaltiger Kopf das leichtere Thier rückwärts schiebt. Wird das Rhinoceros ganz über den Haufen geworfen, was manchmal auch vorkommt, so dringen die Zähne des Angreifers ihm ohne Gnade tief in den Leib. Häufiger aber endet der Kampf zu Ungunsten des Elephanten, wenn es dem Rhinoceros gelingt, seine Schnauze zwischen die Vorderbeine zu bringen und ihm ein Stück aufzureißen, während dieser mit dem langen Rüssel heftig

auf das Hornthier losschlägt. Die Fangzähne verhindern jedoch das Rhinoceros, sein Horn weit unter den Elephanten zu bringen, sodaß die Wunde meistens nicht sehr gefährlich wird.

Hitziger und lebhafter ist der Kampf zwischen dem Rhinoceros und einem Tiger. Die Vorsicht des größern und der verstohlene katzengleiche Angriff des kleinern Thieres, die gesenkte Schnauze des einen und die fletschenden Zähne des andern, das aufgerichtete Horn, tapfer in der Stellung herausfordernder Obacht getragen, ihm entgegen der runde Kopf mit den funkelnden Augen und die starken Krallen, sind ein interessantes Schauspiel. Gegen einen Anfall seines Rückens ist das Rhinoceros gesichert, da bei einem Sprunge des Tigers seine Krallen keinen Halt an der panzerartigen Bedeckung des Gegners finden können. Wird dabei aber das Rhinoceros durch das Gewicht des Tigers niedergeworfen, so ist das Schicksal des erstern entschieden; es wird aufgerissen, zerfleischt und zerbissen, wie es nur ein Tiger vermag. In neun von zehn Fällen indeß bleibt das Rhinoceros im Vortheil. Die oft wiederholten Sprünge des Tigers werden ruhig durch den Harnisch des Gegners vereitelt, bis dieser ihm bei günstiger Gelegenheit eine klaffende Wunde beibringt. Der Tiger zieht sich hierauf vom Kampfe zurück und entkommt leicht seinem unbehülflichen Feinde, wenn es dieser sich in den Kopf setzen sollte, das Gefecht fortzusetzen. Es giebt vielleicht kein anderes Thier, das im Kampfe so unzugänglich ist, wie ein Rhinoceros und dabei keines, welches zugleich alle Angriffe mit so vollkommener Kaltblütigkeit und Selbstbeherrschung hinnimmt. In einen kleinen eingeschlossenen Raum mit einem Tiger gebracht, scheint es nicht im Geringsten außer Fassung zu kommen oder seine Lage unbehaglich zu finden und ist mit bewundernswürdigem Phlegma auf alle Vorkommnisse gefaßt. Außer seinem Panzerkleide trägt die Bildung des Kopfes viel zu seiner Sicherheit bei. Dieser krümmt sich vom Rüssel bis zur Stirne einwärts und die tiefgesunkenen Augen liegen in ihren concaven Knochen so

sicher eingezwängt, daß sie nicht leicht angegriffen werden können. Eine gute Beihülfe und zugleich die furchtbarste Angriffswaffe ist das kurzgespitzte Horn, wenn man noch bedenkt, daß es von einem Thiere mit der Kraft des Rhinoceros geführt wird.

Einen Löwen habe ich nie mit dem Rhinoceros kämpfen sehen. Der König von Audh hatte nur drei oder vier Löwen, welche er für besondere Gelegenheiten aufsparte, doch würde ein solcher Kampf mit dem des Rhinoceros gegen einen Tiger sehr ähnlich sein. Die Löwen bewegen sich den Tigern so gleich, daß auch ein Kampf zwischen ihnen dem zweier Tiger sehr nahe kommen muß. Es gab jedoch keinen Löwen in Lackno, der sich mit den großen Tigern hätte messen können. Gewiß sind die am Himalaya und in Asien überhaupt gefundenen Löwen den afrikanischen nicht gleich, doch zweifle ich sehr, ob ein bengalischer Tiger nicht das furchtbarste beider Thiere bleibt, da er auch allen Löwen, die ich gesehen, an Größe überlegen ist.

Unter den hundertundfünfzig Elephanten, die der König von Audh besaß, befand sich einer mit einem abgebrochenen Fangzahne, der in hundert Kämpfen Sieger geblieben war. Er hieß Mallier und stand in besonderer Gunst bei dem Könige. Der verlorne Zahn war Stück für Stück bei verschiedenen Begegnungen abgebrochen, denn die Elephanten stoßen mit solcher Kraft gegeneinander, daß oft ein Stück oder ein ganzer Zahn verloren geht. Dieser Mallier war ein furchtbarer schwarzer Bursche und wahrhaft schrecklich, wenn er sich in dem aufgeregten Zustande der Brunst befand. Bei dem Besuche des Oberbefehlshabers beschloß man, einen passenden Gegner für Mallier zu suchen und diesen noch einmal als Gladiator die Bühne betreten zu lassen. Es war glücklicherweise die geeignete Jahreszeit, Mallier war brunstig und ein anderer riesiger Elephant, ebenso schwarz und in gleichem Zustande ward zu seinem Widersacher erkoren. Wenn sich zwei männliche Elephanten in diesem Zustande begegnen, beginnt der Kampf so-

gleich und es bedarf keines Antriebes. Jedes dieser Thiere hat seinen eignen Wärter oder Mahaut, der ihm im Nacken sitzt und die einzige Person ist, die sich ihm in solchen Zeiten nähern darf. Unter der Hand seines Mahaut ist das Ungethüm jedoch so fügsam, wie ein Kind. Für den Wärter bedarf es keiner Vorbereitung zum Kampfe, als vom Nacken des Elephanten vermittelst eines sichern Riemens bis zu dessen Schwanze zu gelangen. An diesem Riemen hält sich der Mahaut an, um beim Kampfe einen festen Halt zu haben. Daß die Lage des armen Mannes während der Dauer des Gefechtes keine behagliche ist, kann man sich denken, doch ist jeder Wärter auf den guten Ruf seines Thieres so eifersüchtig, daß er sich lieber zu solcher Aufgabe wählen läßt als wegbleibt. Der Sieg ist für ihn so rühmlich wie für das gigantische Thier, welches er führt. Sollte er herabfallen, so würde der ihm gegenüberstehende Elephant ihn gewiß vernichten, wenn er Gelegenheit dazu fände. Er hält sich daher mit derselben Hartnäckigkeit an den Riemen fest, wie ein Schiffbrüchiger an eine Planke.

Bei der Gelegenheit, wo Mallier zur Belustigung des britischen Oberbefehlshabers, des Königs und seines Gefolges, in die Schranken treten sollte, befanden wir uns in einem Palaste, der dicht am Ufer der Gumty lag. Von der auf der Wasserseite erbauten Terrasse mit hohem Balkone konnte man den schmalen Fluß und das jenseitige Ufer, einen offenen Park, in welchem das Gefecht stattfinden sollte, gut übersehen. Der Boden jenseits war mit Gras bedeckt und auf weite Entfernung dem Blicke nichts im Wege. — Auf ein vom Könige gegebenes Zeichen näherten sich die beiden Elephanten einander von zwei verschiedenen Seiten, jeder mit seinem Mahaut im Nacken, indem Mallier mit seinem einen Zahne ebenso furchtbar aussah, wie sein großer schwarzer, gut mit Elfenbein versehener Gegner. Als sie einander ansichtig wurden, hoben Beide, als hätten sie das Bewußtsein, was man von ihnen erwartete, die Rüssel und die Schwänze in die Höhe und watschelten ein-

ander mit möglichster Eile entgegen, gleichzeitig eine laute Herausforderung trompetend. Es ist dies die gewöhnliche Angriffsweise der Elephanten. Damit der Rüssel keiner Beschädigung ausgesetzt sei, richten sie ihn senkrecht in die Höhe, während sich der Schwanz vor Aufregung hebt. Das Trompeten besteht in einer Folge scharfer Töne, halb Brüllen, halb Grunzen. Mallier und sein Feind stießen mit solchem Ungestüm aufeinander, daß man den Zusammenstoß der Köpfe weithin dröhnen hörte. Eine breite Stirne an die andere, die Rüssel aufrecht erhoben und die Zähne zwischeneinander, setzten sie die Füße fest auf den Boden und stießen sich mit den unförmlichen Köpfen fort und fort, nicht mit entschlossener lang anhaltender Anstrengung, sondern mit schnell wiederholten kurzen Stößen. Während die Köpfe nicht einen Augenblick auseinander wichen, krümmten und ebneten sich die Rücken wechselweise, je nachdem die Stöße ertheilt wurden. Die erst im Nacken sitzenden Mahauts verließen schnell ihre Plätze. Jeder seinen Kämpfer anfeuernd, schrien sie wie toll und handhabten ihre Treibmittel, die elfenbeinernen Stachelstöcke, tüchtig auf den Schädeln der Thiere. Gewöhnlich bleibt natürlich bei solchen Begegnungen dem stärkeren Thiere der Sieg, doch giebt es auch Fälle, wo größerer Beweglichkeit auf Seiten des schwächeren die Ehre des Erfolgs zu Theil wird. Doch sind diese Fälle selten und zwar zwischen Elephanten seltener, als bei anderen Thieren. Das Ende des Stoßens ist, daß der stärkere den schwächeren niederwirft. Oft wendet sich der schwächere, wenn er nicht zurückweichen kann, zur Seite, um zu fliehen, wird aber dann sicher in die Seite gestoßen und fällt, worauf der Sieger ihm erbarmungslos die Zähne in den Leib rennt und ihn so tödtet. Gelingt es dem schwächeren aber unverletzt zu fliehen, so ist eine Jagd die Folge, die entweder mit dem Entkommen des Flüchtigen oder damit endet, daß ihn der Gegner mit dem Rüssel schlägt und mit den Zähnen verwundet.

Deutlich konnten wir vom Balkone das Zusammenstoßen Mal-

liers und seines Feindes vernehmen. Endlich begann der gefürchtete Mallier mit seinem einen Zahne in Vortheil zu kommen. Der eine Vorderfuß seines Gegners hob sich, doch blieb man ungewiß ob in Ueberlegenheit, ob zur Flucht, denn er setzte ungestüm das Stoßen fort. Doch sah man bald, daß er auf den Rückzug denke, denn er setzte den Fuß wieder nieder, hob den andern und setzte ihn ebenfalls nieder. Malliers Mahaut sah diese Bewegungen und wußte, was sie bedeuteten. Er schrie toller als je, fast dämonisch, indem er den Schädel seines Thieres mit dem Stachel bearbeitete. Doch Mallier bedurfte keines Antreibens. Er war ein zu alter Kämpfer, um nicht zu wissen, daß bald ein neuer Lorber zu seinen früheren kommen werde, seine Kraft schien mit dieser Ueberzeugung zu wachsen und er begann ebenso hitzig zu werden wie sein Wärter. Die Streidenden standen während des Kampfes nur wenige Schritte vom Ufer der Gumty entfernt, etwas links vom Balkone. Der weichende Elephant zog sich langsam, Schritt für Schritt, nach dem Wasser zurück, verließ plötzlich mit einem Sprunge rückwärts seinen Gegner und warf sich vom Ufer in den Fluß. Sein Mahaut ketterte am Stricke über seinen Rücken und saß bald wohlbehalten auf dem Nacken, während der Elephant dem diesseitigen Ufer zuschwamm. Mallier war wüthend über die Flucht seines Gegners. Sein Wärter mahnte ihn zwar, zu folgen, aber er wußte entweder, daß es vergeblich war oder war zu wild, um zu gehorchen. Er schaute sich furiös nach einem Gegenstande um, den er angreifen könnte. Sein Mahaut, ihn immer noch stachelnd und anschreiend, verlor bei der plötzlichen Wendung des Elephanten das Gleichgewicht und fiel zur Erde, gerade vor das Thier nieder, das er erst so wild und unlenksam gemacht hatte. Wir blieben nicht lange in Zweifel, was nun geschehen werde. Kaum sahen wir den Mann herabfallen und unten auf dem Rücken liegen, mit einem Beine unter sich und das andere ausgestreckt, beide Arme in die Höhe gehoben, als wir auch schon erblickten, wie der eine gewichtige Fuß

des Elephanten auf seine Brust trat und das Krachen der Knochen hörten. Bald war der Mensch nur noch eine formlose Masse. Das Ganze war das Werk weniger Secunden; noch war aber das wüthende Thier nicht befriedigt. Mit dem Fuße fest auf dem Leichnam stehend, faßte es mit dem Rüssel einen Arm, riß ihn vom Körper los und warf ihn im nächsten Momente hoch in die Luft, daß das Blut umherspritzte. Hierauf faßte er den andern Arm, um ebenso damit umzugehen.

Versteinert vor Schreck über das unerwartete Ende des Kampfes, für welches Niemand außer dem Elephanten etwas konnte, mehrte sich unsere Bestürzung noch, als wir ein Weib mit einem Kinde auf dem Arme von der Gegend, wo Mallier hergekommen, so schnell herbeilaufen sahen, als es ihre Bürde gestattete. Der Oberbefehlshaber sprang auf und rief:

„Das Blutbad wird noch schlimmer, Eure Majestät; kann man nichts thun, es zu verhindern?"

„„Es ist des Mahauts Weib jedenfalls,"" antwortete der König, „„was kann man hier thun?""

Der Resident hatte aber bereits Befehl gegeben, daß die Reiter mit den langen Spießen den Elephanten forttreiben sollten. Dies ging aber nicht so schnell. Schon durch das Ueberbringen des Befehles ward Zeit verloren, dann mußten die Leute zu Pferde steigen, und vorsichtig, fünf Mann auf jeder Seite, sich nähern. Mit Hilfe ihrer langen Spieße müssen solche Reiter den Elephanten abführen, indem sie die Spieße nach dem Rüssel richten, welcher empfindlicher wird, wenn der Elephant mürrisch ist. Sie müssen jederzeit bereit sein, sogleich auf eine Notiz ihr Amt zu verrichten, ehe der Elephant Zeit gewinnt, gegen sie selbst den Angriff zu richten.

Bevor sich aber die Spießträger nähern konnten, rann schon das arme Weib, ohne die Folgen zu bedenken, auf den Elephanten los.

„O Mallier, Mallier! Du grausame wilde Bestie! was hast Du gethan,“ schrie sie, „hier, ende unsere Familie auf einmal. Du hast das Dach eingerissen, nun brich auch die Wände nieder; Du hast meinen Gatten getödtet, der Dich so lieb hatte, nun mache auch mich und sein Kind todt!“

Wer Indien nicht kennt, den mag solche Sprache unnatürlich erscheinen. Es ist aber genau Das, was sie sagte, jedes Wort hat sich meinem Gedächtnisse eingeprägt. Die Mahauts und ihre Familien leben bei dem Elephanten, den sie pflegen, unterhalten sich mit ihm wie mit einem vernünftigen Wesen und machen ihm bald Vorwürfe, bald sprechen sie bittend und freundlich mit ihm.

Wir erwarteten, das wilde Thier werde sich von dem verstümmelten Leichname des Mannes nun zu dem Weibe und Kinde wenden, um auch diese zu tödten, wurden aber angenehm überrascht. Malliers Wuth war verraucht und er fühlte nun Gewissensbisse über Das, was er gethan hatte, man konnte es an den thränenden Augen und dem gesenktem Kopfe sehen. Er zog seinen Fuß vom Leichname weg. Das Weib warf sich nun selbst auf die Reste ihres Mannes und der Elephant stand dabei, ihren Gram respectirend. Es war ein rührendes Schauspiel. Die Unglückliche jammerte laut, sich dann und wann zu dem Elephanten wendend, um ihm Vorwürfe zu machen, während das seine Schuld verstehende Thier betrübt zu ihr hinblickte. Ein paar Mal griff das Kind nach dem Rüssel und spielte mit ihm. Es hatte dies wahrscheinlich schon oft gethan, denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß das Kind des Mahauts zwischen den Füßen des Elephanten spielt. So kommt es auch vor, daß der Elephant den Rüssel über einem Kinde schwingt, ihm eine kurze Strecke zu gehen erlaubt, um es zärtlich zurückzubringen, so zärtlich als nur eine Mutter vermag.

Jetzt nahten sich auch die Spießträger auf Pferden, welche an dieses Manöver schon gewöhnt waren. Sie kamen von beiden Seiten und berührten sanft mit ihren Spießenden den Rüssel des

Elephanten, um ihn zum Fortgehen zu bewegen. Mallier warf die langen Ohren zurück und sah sie mit drohenden Blicken an. Wenn ihn des Mahauts Weib beruhigen konnte, so sollten sie ihm doch nicht nahen, dies konnte man an der Entschlossenheit in seinen Augen sehen. Sie stachen ihn wieder und diesmal etwas schärfer. Da erhob er den Rüssel, stieß ein herausforderndes Brüllen aus und ging auf die Reiter zur Linken los. Sie flohen in aller Eile und Mallier folgte. Die frühere Wuth des Elephanten kehrte zurück und als die Bande, die er angegriffen, Schutz gefunden und ihm außer Sicht war, wendete er sich gegen die anderen. Nun war die Reihe an diese, zu fliehen und Mallier verfolgte sie so schnell er konnte.

„Laßt das Weib ihn zurückrufen," rief der König, „er wird ihr folgen."

Sie that es und Mallier folgte ihrem Rufe, wie ein Hündchen würde gethan haben.

„Das Weib soll mit ihrem Kinde das Thier besteigen und es fortführen," befahl nun der König. Es wurde ihr mitgetheilt, der Elephant kniete auf ihr Commando nieder und sie bestieg ihn. Mallier langte ihr nun den verstümmelten Leichnam und dann ihr Söhnchen hinauf. Sie hatte sich auf seinen Nacken, an ihres Gatten Platz, gesetzt und führte ihn nun ruhig hinweg. Von diesem Tage an ward sie sein Wärter, sein Mahaut. Er wollte keinen andern haben. Wenn er noch so aufgeregt, noch so wild war, zur Brunst- oder jeder andern Zeit, so brauchte sie nur zu befehlen und er gehorchte. Eine Berührung seines Rüssels durch ihre Hand reichte hin, die heftigsten Ausbrüche seines Temperamentes zu beruhigen. Sie leitete ihn nach ihrem Willen, ohne Gefahr für ihre Person und die Herrschaft, welche sie über ihn erhalten hatte, wird jedenfalls auf ihren Sohn übergegangen sein.

Da ich so ausführlich von dem Tode eines Mahauts gesprochen, möge noch das Entkommen eines andern, den wir schon für verloren hielten, hier seinen Platz finden.

Der Vorfall geschah bei Gelegenheit eines Elephantenkampfes, der in einem Garten stattfand, welchen ein dickes Eisengitter umgab. Wie gewöhnlich erfolgte ein andauerndes Zusammenstoßen zwischen den zwei mächtigen Gegnern. Als der schwächere nachgeben mußte, wendete er sich rasch von seinem Feinde und rannte rund um die Einfriedigung, von dem Sieger verfolgt. Man gab den Befehl, den Flüchtling entwischen zu lassen. Als er die Arena verließ, fiel durch irgend einen Zufall sein Mahaut nach innen, wurde aber nicht sogleich von dem verfolgenden Elephanten bemerkt, da das Ungethüm aber nahe an dem einzigen Ausgange stand, war für den Armen an kein Entkommen zu denken. Er blieb nicht lange von dem Thiere unbemerkt und sobald ihn dieses sah, begann eine Jagd. Es war unmöglich, dem Manne Hilfe zu leisten, denn dies Alles geschah in wenigen Secunden. Endlich hatte der Elephant den Unglücklichen erreicht. Für ihre eigenen Mahauts mögen sie einigen Respect haben, für die ihrer Gegner fühlen sie aber nur Feindseligkeit. Der Treiber des Elephanten that, was er konnte, ihn von der Verfolgung des Mannes abzuhalten, aber seine Bemühungen waren ohne allen Erfolg. Das Riesenthier erhob bereits den Rüssel zu gewichtigem Schlage, als der arme Flüchtling sich in eine Ecke des Eisengitters flüchtete. Der Elephant warf den Kopf vor und stieß mit aller Gewalt, so daß seine Zähne auf beiden Seiten die Ecke berührten, und die breite Stirne an beiden Seiten bei den schnell wiederholten Stößen antraf. Der arme Mann stand von der Enge der Eisenstabecke geschützt fest an diese angedrückt, und machte sich so dünn als möglich, die Arme lang an den Seiten angepreßt. Uns auf der Galerie schien es, als müßte der Mahaut zu Tode gedrückt werden, da wir nur den massigen Rücken und die umfangreichen Schenkel des muskulösen Riesen sahen, als er mit erhobenem Rüssel fort und fort nach der Ecke stieß. Wir täuschten uns aber. Der Mann, der sich in der Ecke unverletzbar sah, ließ sich nach und nach in eine sitzende Stellung

nieder, indeß der Elephant, der ihn nicht sehen konnte, glauben machte, er habe ihn bereits so zugerichtet, daß er ihn sinken fühle. Einmal sitzend, fand der Mann geschickt einen Weg zwischen den Vorderbeinen des hohen Thieres hindurch und entkam in die Arena. Zu unserm Erstaunen sahen wir ihn zwischen den Beinen des Ungeheuers verstohlen hervorkriechen, ohne irgend eine Verletzung oder einen Riß in der Haut. Im nämlichen Augenblicke entschlüpfte er auch schon durch die wieder geöffnete Thüre der Einfriedigung, und bevor die Aufwärter Feuerwerk und Lunte bringen konnten, um den Elepanten fortzutreiben, befand sich derselbe Mann, den sie als ungestaltete Masse wiederzufinden glaubten, heil und gesund in ihrer Mitte.

Es ist eine eigene Erscheinung, daß der wüthendste Elephant, selbst im brunstigen Zustande, leicht eingeschüchtert und in Furcht gesetzt wird, wenn man Feuerwerk vor ihm abbrennt. Eine steigende Rackete wird ihn mitten im ungestümsten Anlaufe aufhalten und ein zischendes Feuerrad oder ein Paar harmlose Schwärmer treiben ihn entsetzt in die Flucht. Man hielt daher stets Feuerwerk in Bereitschaft, wenn Gefahr durch Elephanten entstehen konnte, besonders in den Zeiten, wo sie am unfügsamsten und am gefährlichsten sind.

---

## Elftes Kapitel.

### Der Moharrim.

Höchst sonderbar sind die Contraste, welche sich in dem Leben der muselmännischen Bevölkerung Indiens in verschiedenen Perioden des Jahres kundgeben. Der Moharrim, einer der arabischen Monate, ist dem Todesgedächtnisse zweier der frühesten Anführer „der Gläubigen“, naher Anverwandten Mohammeds selbst, Hassan

und Hussein, gewidmet und wird von der größeren Hälfte der indischen Moslems, mit Einschluß des Hofes zu Lackno, als eine Zeit tiefer Demuth und trauriger Erinnerung heilig gehalten. Aber nur von der größeren Hälfte, weil „die Gläubigen" sich in zwei Secten, die Schiiten und Sunniten, scheiden, welche sich in vielen Sätzen ihres Glaubensbekenntnisses schroff gegenüber stehen. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Türken und alle westlich vom Euphrat lebenden Moslems Sunniten sind, während die Perser und die östlich vom Euphrat wohnenden sich als Schiiten bekennen. Selten verstreicht der Moharrim in Indien ohne Streitigkeiten zwischen den beiden großen Parteien, von denen die eine, die Schiiten, den Tod Hassans und Husseins als barbarischen Mord betrachten, während die Sunniten andererseits diese Männer für Usurpatoren ansehen, welche gesetzmäßig vom wahren Haupte der Gläubigen, dem herrschenden Kalifen, den Tod erhielten.

Am ersten Tage des Moharrim scheint die große muselmänische Bevölkerung für alles Interesse und alle Berührung irdischer Geschäfte erstorben. Die Straßen sind verödet, denn jeder verschließt sich mit seiner Familie trauernd, in sein Haus. Am zweiten Tage jedoch füllen sich die Straßen wieder, aber mit einer Bevölkerung in Trauerkleidern, die gleich einer Leichenprozession die Straßen entlang zu den Grabmälern zieht, welche hier und da als Tribut der Achtung dem Gedächtnisse Hassans und Husseins errichtet sind. Diese Grabmäler sind Darstellungen des Mausoleums zu Kerbela oder Meschid an den Ufern des Euphrat, in welchen die beiden Häuptlinge begraben liegen und befinden sich entweder in der Emanbarra einer hohen Person oder in dem Hause irgend eines reichen Muselmanns. Das Grabmodell oder die Tazia, welches der König von Audh besitzt, hatte sein Vater in England verfertigen lassen; es bestand aus grünem Glas mit erhabenen Goldverzierungen und ward als besonders heilig geachtet.

Die Emanbarra ist allein für die Feier des Moharrim errich-

tet, dient aber auch, wie die des Königs, als letzte Ruhestätte der Familienhäupter. Die Darstellung des Grabes Hassans und Husseins befindet sich zur Zeit des Moharrim an der nach Mekka schauenden Wand unter einem Baldachin, welcher in der königlichen Emanbarra aus grünem Sammet mit Goldstickereien besteht. Ihm gegenüber steht eine Kanzel meist von demselben Material als das Grabmal, an welcher der Vorleser der Gebete, der amtirende Priester, wie wir ihn nennen würden, mit dem Gesichte nach Mekka und mit dem Rücken nach dem Grabe steht. Diese Kanzel ist weiter nichts als eine erhöhte Plattform mit einem Gitter oder irgend einer Brüstung umgeben; in welcher der Vorleser sitzt oder steht, wie es ihm gefällt. Eine bei solcher Gelegenheit bis ins Unzählige angehäufte Menge von Kronleuchtern und Armleuchtern werfen ihren blendenden Lichtschein auf die versammelten beturbanten und bärtigen Gestalten in ihrer Stellung düsterer Trauer, während die reiche Stickerei und Vergoldung, die massiven Franzen, Schnuren und Quasten der Fahnen, womit das Innere geschmückt ist, bei diesem hellen Lichte funkeln und glänzen, daß man sich in eines der verzauberten Schlösser der Tausendundeine Nacht versetzt glaubt. Die Zeichen des arabischen Königthums, der gestickte Turban, das Sonnensymbol, und die reichgeschmückten Waffen werden stets am Fuße des Grabmals niedergelegt, um zu bezeugen, daß die beiden jugendlichen Märtyrer allein mit Recht als die Häupter der Gläubigen betrachtet werden, ein Recht, welchem die schrecklichen Ketzer, die Sunniten, widerstreiten.

Während der ganzen Dauer des Moharrim brennen dicke rothe und grüne Wachskerzen rund um das Grab und zweimal täglich wird in der Emanbarra eine Trauerandacht gehalten, von denen die abendliche die anziehendste und am meisten besuchte ist. Welch schöner Anblick, wenn der König mit seiner Krone, mit den Federn des Paradiesvogels geschmückt, seinen Platz dem Vorleser gegenüber einnimmt, während der lange Zug des eingebornen Gefolges

zu zwei und zwei, mit gesenkten Köpfen und trauernder Miene sich hinter ihn stellt, und das volle Licht der Wachskerzen in den glänzenden Leuchtern die Scene bescheint. Alles glänzt und funkelt in dem Lichtmeere, die Vergoldung, die Fahnen, die Quasten, die Kleider, indeß die tiefste Stille rings umher herrscht und die versammelte Menge in derselben demüthigen und trauervollen Haltung, mit der sie eingetreten, auf die Vorlesung harrt. Nun beginnt der Priester eine Erzählung vom Tode der beiden Häuptlinge der Gläubigen zu recitiren, wobei die durchdringenden schwarzen Augen immer glühender werden, je weiter er darinnen vorschreitet, und die erst so feierliche und ruhige Versammlung nach und nach in leidenschaftliche Ausbrüche des Kummers geräth. Oft ächzt und seufzt der Vorleser laut in seinem tragischen Vortrage. Mehr als einem bärtigen Antlitze stehen Thränen in den Augen und hier und da hört man die tiefbewegte Menge schluchzen und seufzen. Plötzlich stößt die Versammlung die Worte „Hassan! Hussein!“ aus und wiederholt diese Namen fort und fort, erst sanft und leise, dann lauter und immer stärker, bis die ganze Emanbarra von der anhaltenden durchdringenden Wehklage wiederhallt. Volle zehn Minuten dauert dieser Ausbruch der Trauer, ein Haupttheil der Gedächtnißfeier, bei welchem sich die Gläubigen tactmäßig an die Brust schlagen, bis wieder die tiefe Stille zurückkehrt. Nun werden Erfrischungen verlangt und Sorbet umher gereicht. Der König und die Mitglieder seiner Familie rauchen dabei ihre Hukah, während die andern ein wohlschmeckendes Reizmittel aus ihren Gürteln hervorbringen und kauen, bis der Priester seine Vorlesung aufs Neue beginnt und sich ganz der vorige Act wiederholt. Den Schluß der Feier bildet das Absingen eines Trauergesanges, des Mursiah, an welchem Alle um so lieber theilnehmen, als er in einheimischer Sprache verfaßt, und deshalb Allen verständlich ist. Ist der Mursiah zu Ende, so erhebt sich die ganze Versammlung, spricht zu gleicher Zeit die Namen aller Emans oder wahren Führer der

Gläubigen aus und schließt mit einem Fluche auf die unrechtmäßigen Kalifen.

Dieselbe Feier wiederholte sich täglich zweimal in der Emanbarra während des Moharrim und der König war sehr gewissenhaft in der Beobachtung derselben. Er hatte einst das Gelübde gethan, wenn er je zum Throne gelange, den Moharrim vierzig Tage lang, statt der gebräuchlichen zehn Tage, zu feiern und er hielt dieses Gelübde streng. Er hatte zu dieser Zeit nur seine männlichen Verwandten und sein männliches Gefolge um sich, trank keinen Wein, gab keine Diners und entsagte überhaupt allem Luxus. Seine Frauen hatten ihre eigene Emanbarra innerhalb des Palastes, wie auch ihren eignen weiblichen Vorleser, und man versichert mich, daß sie das Schlagen an die Brust, das Ausrufen von „Hassan!“ und „Hussein!“ und das Fluchen auf die Kalifen mit noch mehr Energie ausführten, als die Männer.

Die Familien der Schiiten entsagen während des Moharrim selbst jeder häuslichen Behaglichkeit. Das gemeinste und härteste Lager oder eine einfache Matte auf den Fußboden vertritt die Stelle der üppigen Kissen und der wohlgestopften Matratzen, deren sie sich gewöhnlich bedienen. Ihre Kost ist die einfachste. Heiße Corrys und schmackhafte Pilaus werden gemieden und statt dessen Gerstenbrot, Reis und gekochte Erbsen genossen. Aller Schmuck wird bei Seite gelegt, und die Frauen rauben sich dadurch ihr größtes Vergnügen, da ihr höchster Genuß und ihre liebste Beschäftigung in der Betrachtung ihrer Juwelen besteht.

Man behauptet in Lackno, die Metallspitze von der Fahne Husseins, die einst vor langen Zeiten ein Pilger aus dem Westen hiehergebracht, zu besitzen. Diese Reliquie wird als besonders heilig geachtet. Das Gebäude, worin sie aufbewahrt wird, heißt die Durgah, und alle Fahnen, die während des Moharrim im Gebrauche sind, werden am fünften Tage von einer ungeheuren Menschenmenge mit großem Pomp dahin gebracht. Die Durgah ist

volle zwei Stunden vom Palaste des Königs entfernt, ein prächtiges Bauwerk in jenem Style, den Bischof Heber die orientalische Gothik nennt. Im Mittelpunkte derselben befindet sich die heilige Spitze hoch auf einer Stange befestigt, die auf einer Erhöhung steht und rings mit Fahnen und Sinnbildern behangen ist. Am Morgen des fünften Tages des Moharrim ziehen Schaaren jedes Ranges und jeder Classe der Bevölkerung von Lackno hinaus nach der Durgah, wobei jede kleine Abtheilung ihre eigenen Fahnen trägt. Bei solchen Gelegenheiten pflegen die Orientalen gern all ihren Reichthum zu entfalten und die Prozession von der königlichen Emanbarra war natürlich die großartigste. Sechs oder acht Elephanten mit Silbergeschirr, auf ihnen die Männer, welche die zu segnenden Fahnen tragen, eröffneten den Zug, von einer Soldatenwache begleitet. Ihnen folgte eine Art Hauptleidtragender, der eine schwarze Stange trug, von welcher zwei Säbel von einem umgekehrten Bogen herabhingen. Nun erschienen der König und die männlichen Mitglieder seiner Familie nebst dem begünstigten Gebetleser, und nach diesem ein Schlachtroß, Dhull-dhull nach dem Pferde Husseins genannt. Man wählte zu diesem Zwecke für gewöhnlich einen weißen Araber von zierlichem Gliederbau, dessen geröthete Beine und Seiten die Leiden von Roß und Reiter andeuten sollten. Es hatte ein Geschirr von massivem Gold und trug auf der reich gestickten Satteldecke, welche schön mit der blendenden Weiße der Haut contrastirte, einen Turban nach arabischer Art und einen Bogen mit Köcher und Pfeilen. Reich gekleidete Diener begleiteten das Roß mit Wedeln aus dem Schweife des Büffels gemacht, um die Fliegen zu vertreiben und die Truppen des Königs zu Pferd und zu Fuß schlossen den Zug, dem eine große Menge Zuschauer folgte. — Die Fahnen werden in die Durgah hineingetragen, die heilige Spitze damit berührt und dann zur andern Seite wieder hinausgetragen, um anderen Platz zu machen. Diese Ceremonie dauert den ganzen Tag. Beständig kommen frische

Volksmengen von Lackno an, manche erwarten, der bequemeren Reise wegen, den Nachmittag, oder sind verhindert worden. Die gewöhnliche Zahl der an diesem Tage geweihten Banner beträgt fünfzigtausend.

Von dem Grabe zur Hochzeit ist nur ein Schritt, im Osten sogar ein sehr kurzer Schritt. Obgleich eine Trauerfeier und eine Zeit der Demüthigung und Buße, enthält der Moharrim gleichwohl das Erinnerungsfest einer Hochzeit, welches am siebenten Tage gefeiert wird und Mayndieh heißt. Es wir zum Gedächtniß der Verheirathung der Lieblingstochter Husseins mit ihrem Vetter Kossim gefeiert, welche an demselben Tage stattfand, als Hussein zu Kerbela sein Leben verlor. Dies Mayndieh sind große Hochzeitsprozessionen, von denen die der niedern Stände nach den Emanbarras der hohen Personen ziehen, die des Nawabs sich zur Emanbarra des Königs begiebt. Die Emanbarra wurde an diesem Tage mit ungewöhnlicher Pracht aufgeputzt, um die kostspielige und glänzende Mayndiehprozession würdig zu empfangen. Wenn alle Vorbereitungen beendet waren, ward es dem Publikum gestattet, sich die etwas bizarre Ausstattung des Innern anzusehen und Tausende drängten sich durch die weiten Hallen. Einige bewunderten die wunderbar abwechselnde Sammlung von Leuchtern, von denen oft einer allein mehr als hundert Wachskerzen trug; Andere staunten die bunten Lampen von blauer, grüner und Ambrafarbe an, während wieder Andere das glänzende Grab des Emans mit seinen Decorationen betrachteten. Diese Decorationen bestanden in einem kolossalen Löwen auf der einen und dem königlichen Wappen, zwei sich zugekehrten Fischen, auf der andern Seite. Die vielen Fahnen und Flaggen interessirten die Lebhaften; die silbernen Darstellungen der Thore Mekkas, des Zeltes Husseins und der Grabmale zu Kerbela, welche auf silbernen Tafeln standen, gaben den Geizigeren viel Stoff zum Denken, während die Verschiedenheit der rings an den Wänden aufgehangenen Waffen und Rüstungen die Aufmerksamkeit der Kriegerischen auf sich zogen. Die ganze Aus-

schmückung war mehr glänzend als geschmackvoll und entzückte nicht so durch ihre Schönheit als sie durch Entfaltung von Pomp in Erstaunen setzte.

Endlich ertönt das Rollen von Gewehrsalven, die Annäherung der Hochzeitsprozession verkündend. Das Schießen ist kaum verklungen, so treten zahlreiche königliche Diener ein, die Hallen von den Zuschauern zu lichten. Freundliche Behandlung und leichtes Drängen wirkt bei diesen Leuten nicht, die einmal im Anstarren Begriffenen weichen nicht leicht. Die königlichen Boten und Polizeisoldaten schritten daher zu einem summarischen Verfahren. Nachdem sie dreimal mit lauter Stimme verkündet hatten, daß der Ort geräumt werden müsse, und noch immer Hunderte sich von dem Beschauen nicht trennen konnten, theilten sie nach allen Seiten kräftige Hiebe mit ihren Bambusstöcken und Peitschen auf die Säumigen aus, worauf man grollend fortzog. Keiner der Zauderer setzte sich zur Wehr. Bisweilen erzeugen die tüchtigen Schläge schnell einen leeren Raum um den Gepeitschten, während der Schlagende noch immer sein Rohr oder die Peitsche über dem aufgebrachten Dulder schwingt, und ihm dabei voll ins Gesicht sieht. Anstatt ihm aber mit einem „Esel," „Hund" oder selbst „Schwein" zu antworten, geht der Säumige still nach der Thür. Aber selbst wenn er in lauten und stolzen Worten seinen Unmuth kundgiebt, wenn er sich den verletzten Theil reibt und den Bart heftig und unwillig schüttelt, er würde nie die Hand gegen seinen Peiniger erheben. Das Herkommen hat dieses Verfahren entschieden und Herkommen und Recht sind gleichbedeutende Dinge in Indien. — Nun ist Alles für den Empfang der Hochzeitsprozession, die schon sehr nahe ist, bereit und in der Emanbarra herrscht wieder Ruhe. Die Thüre, durch welche die Beschauer den Ort verlassen, wird geschlossen und dafür der große, brillant erleuchtete viereckige Platz an der Vorderseite geöffnet. Man läßt die Elephanten und Pferde außen, die große Menge der Musiker, Geschenketräger und Soldaten füllt aber bald den Platz und

der schöne Mosaikboden verschwindet unter ihren Füßen. Nachdem zuerst die Reihen der Soldaten rechts und links aufmarschirt sind, erscheinen die Hochzeitsgeschenke, bestehend in Backwerk und getrockneten Früchten auf silbernen Schaalen, aus Blumen und Jasminguirlanden, welche von kostbar gekleideten Dienern hereingetragen werden, während man Feuerwerk abbrennt. Die außen versilberte bedeckte Sänfte der Braut folgt den Geschenken und wird von Fakelträgern begleitet, welche auch die nun kommende Musikbande umgeben. Unter fröhlichem Geräusch durchzieht die Prozession die weite Halle und legt schließlich die Geschenke am Fuße des Grabmodells nieder, von wo sie einige Tage später nach dem Begräbnißplatze gebracht werden. Kaum hat aber der prachtvoll ausgestattete Hochzeitszug die Emanbarra betreten, als sich auch schon eine andere Gesellschaft mit demüthigen Geberden in Trauerkleidern naht. Der Hochzeitstag und der Todestag Kossims fallen nämlich auf einen Tag und der Trauerzug folgt unmittelbar auf den Mayndieh. — Das Grabmodell Kossims wird von Dienern auf einer Bahre hereingetragen und von dem düstern Trauergefolge, bisweilen auch von einem dazu abgerichteten Pferde begleitet. Es gilt letzteres als das Roß Kossims und trägt dessen gestickten Turban, seinen Scimitar, Bogen und Pfeilköcher, während der königliche Schirm, das Zeichen der Herrschaft, darüber gehalten und die Aftadah oder das Sonnensymbol ihm zur Seite getragen wird. Dieses Symbol ist eine auf Purpursammet, der in einen runden Rahmen gespannt ist, zu beiden Seiten gestickte goldene Sonne, welche sich auf hohem goldnen oder silbernen Stabe erhebt. Das Roß geht im Zuge mit feierlichem und langsamem Gange und zieht mit rings durch die weite Halle. Die gewöhnliche Trauerfeier folgt auf diese Prozession.

Während jedoch im Innern der Emanbarra ernste Feier herrscht, findet außen eine Scene statt, die mehr nach dem Geschmacke des Volkes ist. Außerhalb des Hofplatzes, denn auch diesen darf das gemeine Volk nicht entweihen, hat sich indessen eine zahlreiche Menge

jedes Alters und Geschlechtes angesammelt, welche sich stoßend und lachend, lustig und schnell wieder stöhnend herumtreibt. Sie erwartet die Geldvertheilung, welche bei jeder Hochzeit stattfindet und auch bei dieser Gedächtnißfeier nicht außer Acht gelassen wird. Kleine Silbermünzen werden rechts und links auf so verschwenderische Weise ausgetheilt, daß es einen Europäer in Erstaunen setzt; es gehört aber zu solchen Zeiten zu den religiösen Pflichten der Mohammedaner und diese scheuen keine Ausgabe. — Die Reichthümer, welche noch unter der höheren mohammedanischen Bevölkerung Indiens zu finden sind, lassen sich am besten bei dem Aufwande am Moharrim beurtheilen. Ein solches Fest kostet dem herrschenden Nawab an Prozessionsaufwand, reichgestickten Kleidern, Verzierungen und Armenspenden jährlich mehr als dreimalhunderttausend Pfund St. Die Summe würde bedeutend geringer ausfallen, wenn es erlaubt wäre, dieselben Gegenstände nächstes Jahr wieder zu verwenden. Am Schlusse der Fastenzeit wird aber Alles unter die Armen und Bedürftigen vertheilt.

Die Trauerfeier ist aber noch nicht zu Ende. Die Gebete in der Emanbarra, die Fahnenweihe, der Hochzeitszug und die Leidtragenden sind nur erst die Präliminarien einer Feier, welche das Vorhergehende an Pomp und imposantem Charakter übertrifft. Bis jetzt wurde nur erst der Tod der Häuptlinge Hassan und Hussein gefeiert. Nun folgt noch das Leichenbegängniß und das Begräbniß. Zu ersterem sind große Vorbereitungen getroffen worden und für letzteres hat jede reichbegüterte Familie einen eignen Begräbnißplatz, eine getreue Nachbildung von dem zu Kerbela, errichtet.

Die Begräbnißplätze sind alle in beträchtlicher Entfernung von den Mauern der Stadt. Mit der ersten Morgendämmerung strömt das Volk zu Tausenden hinaus, um Zeuge von den verschiedenen Ceremonien zu sein, mit welchen das Grabmodell in Gemeinschaft mit Speisen und andern Gegenständen in das Grab versenkt wird. Da das Leichenbegängniß Husseins ein militärisches war, so ward

auch dieser Darstellung ein möglichst ähnlicher Charakter gegeben. Wehende Fahnen, Musik, das Abfeuern der Gewehre, Kanonen und Pistolen, das Zusammenschlagen der Schilde und anderes militärisches Gepränge spielten eine große Rolle bei diesem Aufzuge. Kleinere Gesellschaften schlossen sich den Prozessionen der Reichen an, um auf diese Weise durch das dichte Gedränge mit hindurchzukommen, während vielleicht einige ketzerische Sunniten die Zeit abpaßten, die feierlichen Züge anzugreifen oder zu unterbrechen, denn für sie, die Ungläubigen, ist diese ganze Ceremonie ebenso einfältig und närrisch als gottlos.

Jede der Prozessionen folgt fast ganz in derselben Ordnung. Erst die geweihten Banner auf hohen Stangen, deren Träger in der Haudah der Elephanten sitzen, von denen ein pomphafter Zug zwei bis drei, ja selbst sechs mit sich führt. Eine Musikbande folgt ihnen, solche Weisen spielend, wie es ihnen die Instrumente erlauben oder wie sie der Gebrauch vorschreibt. Daß diese Musikstücke nicht sehr harmonisch sein können, läßt sich denken, da Prozession dicht hinter Prozession, Gesellschaft hinter Gesellschaft, jede mit ihrer spielenden Musik sich folgen. Hinter der Musik erscheint stets der Schwertträger mit seinem hohen schwarzen Stabe, von welchem die Klingen vom umgekehrten Bogen herabhängen, durch Männer an jeder Seite unterstützt, welche ebenfalls hohe schwarze Stäbe mit Wimpeln von ungesponnener Seide tragen. Das hierauf wie bei der früheren Prozession folgende Roß, Dhull-dhull, wird von zahlreichen Dienern begleitet. Zwei Reitknechte halten es zu beiden Seiten am Zügel, während ein zu Hаupten desselben marschirender Officier das Sonnensymbol trägt und ein anderer den königlichen Schirm über das Pferd hält, auf dessen Sattel der Kettenpanzer, der gestickte Turban, Säbel und Bogen sich befinden und welches Diener mit goldnen und silbernen Stäben umgeben, denen andere mit den kleinen dreieckigen grünen Fahnen folgen. Oft geht der Eigenthümer des Pferdes oder das Haupt der Prozession als

Hauptleidtragender dicht hinter dem Pferde. Nach ihm kommen die Träger der Weihrauchfässer, welche sie an silbernen Kettchen hin- und herschwenken, wie sich der Zug bewegt, und der Vorleser der Leichengebete mit dem Eigenthümer des Grabmodells und seinen Freunden. Um ihre wahre Trauer zu zeigen, gehen diese stets barfuß und oft ohne Kopfbedeckung, streuen sich sogar Staub und Spreu, als Zeichen tiefsten Leides, auf den Kopf. Ihnen zunächst folgt das Grabmodell unter einem Baldachin von grünem Zeuge oder Sammet, mit Gold- und Silberstickerei, wenn die Prozession eine noble ist, welcher Baldachin von verschiedenen zur Seite gehenden Männern auf hohen Stäben getragen wird. Den Zug schließen das Modell von Kossims Grabe, die bedeckte Sänfte mit der Braut, die Silberschaalenträger mit den Hochzeisgeschenken und endlich Kamele und Elephanten, welche Darstellungen der Zeltequipage und Kriegsausrüstung Husseins tragen, als er von Medina nach Kerbela zog. Als Zugabe zu allen diesen Abtheilungen, die sich fast in allen Prozessionen gleich sind, verlangt die orientalische Mildthätigkeit noch einen Zug von Elephanten, aus deren Haudahs vertraute Diener Brot und Geld unter die Armen vertheilen. Das hierbei vertheilte Brot soll nach dem Glauben der mohammedanischen Frauen gewisse besondere Eigenschaften besitzen und sie geben ihren Dienern Auftrag, ihnen ein Stück davon mitzubringen. Eben dadurch, daß es am feierlichsten Tage des Moharrim vertheilt wird, erhält das Brot seine Weihe und besonderen Gaben.

Während des Marsches der verschiedenen Prozessionen über die Straßen bis zu ihrem Bestimmungsorte dauert das Schießen aus allen möglichen Feuerwaffen fort, während man in den Zwischenräumen bald stärker bald schwächer den Trauerruf Hassan!" „Hussein!" aus dem mächtigen Gedränge aufsteigen hört. Haben die Züge den Begräbnißplatz mit der Darstellung des Grabes zu Kerbela erreicht, so schließt das Gepränge damit, daß Alles, Grabmodell, Symbole, Hochzeitsgeschenke, Früchte, Blumen und Weihrauch

der Erde übergeben wird, zu welchem Zwecke ein offnes Grab der Gegenstände harrt. Dieser Schluß der Ceremonie ist gewöhnlich der Zeitpunkt, an welchem die lang zurückgehaltene Feindseligkeit zwischen den Sunniten und Schiiten ausbricht und das Trauergepränge schon oft die Ursache von Blutvergießen und Todschlag geworden ist.

Es muß jedoch hier bemerkt werden, daß die Fastenzeit des Moharrim von dem Ramazan ganz verschieden ist. Der Ramazan dauert dreißig Tage, während welcher Zeit sich die Gläubigen vom Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang alles Essens, Trinkens und Rauchens enthalten und wird von allen Classen und Secten der Mohammedaner vom Ganges bis zum westlichen Afrika gleich heilig gehalten. Der Moharrim dagegen ist nur den Schiiten heilig und erstreckt sich nur auf zehn Tage. Einige Fromme dehnen die Feier auf vierzig Tage aus, wie auch Zeloten beider Secten einen Monat vor und einen Monat nach dem Ramazan fasten.

Während dieser Zeiten sahen wir den König nur bei den öffentlichen Derbars, die er wie gewöhnlich hielt, und gab es etwas besonders Wichtiges ihm mitzutheilen, so empfing er uns beim Ankleiden in Gegenwart des Barbiers.

In einer jener launenhaften Grillen, welche despotische Macht und fehlerhafte Erziehung ihm eingaben, besuchte er einstmals während des Moharrim die Emanbarra in europäischen Kleidern, den runden Londoner Hut in der Hand. Dieser Act ward von den Moslems als ein entsetzlicher Scandal betrachtet und manches bärtige Haupt deshalb geschüttelt. Wir Europäer des Hofstaates widerriethen ihm dieses Verfahren ebensosehr, als seine eingebornen Rathgeber, aber jeder Rath war vergeblich, wenn er sich etwas vorgenommen hatte. Obgleich der Resident Alles erfuhr, was im Palaste vorging, so hielt er dieses Benehmen des Königs doch für eine Eingebung seiner „Günstlinge.“ Er sowohl wie mehrere indische Blätter bezeichneten uns mit großem Unrecht als Diejenigen, die ihn zu solchen Launen verleiteten und darin bestärkten.

## Zwölftes Kapitel.

### Die Ursachen meines Fortganges.

Die Ursachen, welche nicht nur meine Abreise von Lackno, sondern auch die eines andern Mitgliedes des Hofhaltes veranlaßten, sind bald erzählt. Der Einfluß des Babiers wuchs mit jedem Tage. Es war ersichtlich, daß er der wirkliche Herrscher von Audh war und die Aufmerksamkeit des Residenten richtete sich mehr und mehr auf diese Thatsache. Jedermann in Lackno wußte endlich, daß, wer irgend etwas bei Hofe erlangen wollte, sich zuerst der Gunst des Barbiers versichern mußte. Sein großer Einfluß und sein ungeheurer Reichthum hatten verschiedene Ursachen. Er wußte die unbegrenzte Nachsicht und den schlechten Geschmack des Königs geschickt zu benutzen, leitete und schlug vor, indem er sich das Ansehn gab, geleitet zu werden und zu folgen. Da jede Flasche Wein und Bier, welche auf des Königs Tafel getrunken wurde, etwas in seinen Seckel abwarf, lag es in seinem Interesse, jeder Bekehrung des Königs von der Trunksucht vorzubeugen. Jeder begünstigte Sclave und jede Tänzerin, die der König bevorzugte, ließen einen Tribut von ihren Stellungen in seine geöffnete Hand fallen. Selbst der Nawab und der Oberbefehlshaber der königlichen Truppen hielten es für zweckdienlich, durch werthvolle Geschenke den herrschenden Günstling zu ihren Gunsten zu stimmen. Es konnte daher nicht verwundern, wenn man dabei seine niedrigen Gesinnungen in Betracht zieht, daß er seine Gewalt oft misbrauchte. Uns Europäern konnte dieses Misbrauchen nicht entgehen und ich glaube, wir waren Alle ernstlich bemüht, zu verbessern, wo es ging. Der Wille war gut, aber die Mittel mangelten. Oft besprachen wir uns darüber, konnten aber keinen durchgreifenden Plan finden; das Einzige schien uns, dem Könige Vorstellungen wegen seiner Trunksucht zu machen. Er schwor, brauste auf, beruhigte sich, versprach Aenderung und vergaß schließlich sein Versprechen.

Zwischen dem Könige und seinen Oheimen herrschte Spannung und Feindseligkeit. Er konnte es ihnen nicht vergessen, daß sie einst mitgewirkt hatten, ihn an der Thronbesteigung zu hindern, und wenn er Einen derselben jemals zu seiner Privattafel einlud, geschah es nur, sie zu berauschen und zu insultiren. Die nachfolgenden Thatsachen mögen unglaublich scheinen, sind aber buchstäblich wahr. Solche Scenen verwischen sich nie aus dem Gedächtnisse.

Einer dieser bejahrten Oheime ward zur Privattafel des Königs gezogen und ihm wieder seinen Willen mehr Wein aufgenöthigt als er vertragen konnte. Der Barbier sah, daß der König, selbst nicht mehr nüchtern, sich über den Zustand des armen alten Mannes freute und benutzte dies.

„Wie wäre es denn," rief er, wenn ich mit Oheim Sadut einen Schottisch tanzte?"

„„Bravo!"" entgegnete Se. Majestät, von der Idee entzückt, indem er den Tisch zurückschob, „„Gut, gut, der Khan mag mit meinem theuern Oheim tanzen.""

Das ganze Zimmer kam sogleich in Aufruhr. Die Tänzerinnen setzten an einem Ende ihren Tanz fort, während der König dem teuflischen Barbier zusah, wie er mit kräftigen Armen den hilflosen alten Mann erfaßte und mit ihm rund durch das Zimmer wirbelte, bis dieser nicht mehr Stand halten konnte. Se. Majestät lachte, daß ihm die Thränen in die Augen traten. In einer Pause des wilden Tanzes warf der Günstling dem Alten den Turban vom Kopfe, welche Schmach den grauhaarigen Oheim trotz seinem Rausche so in Zorn setzte, daß er nach dem Tulwar griff. Ehe er aber den Säbel ziehen konnte, hatte ihm der flinke Barbier diesen schon genommen. Hiermit nicht zufrieden, nahm er ihm noch das Degengehänge, den Shawlgürtel, sein Ueberkleid von Goldstoff und zog ihm so nach und nach ein Kleidungsstück nach dem andern von Leibe, bis der Greis völlig unbekleidet inmitten des Saales stand, zum großen Ergötzen des Königs, seines abscheulichen

Mignons und des Gefolges. Zwei von uns wollten die Schmach hindern, aber der König wies uns wüthend zurück.

„Zurück, Ihr Herren," schrie er, „hindert den Spaß nicht, oder, beim Himmel, ich lasse Euch arretiren!"

Es war ein kläglicher Anblick, den Alten zu sehen, wie er das Gesicht mit den Händen bedeckte und bittere Thränen vergoß, während seine Quäler fortfuhren, ihn zu verspotten und zu necken. Noch mehrmals suchten wir zu vermitteln, man wies uns jedoch barsch zurück, und ließ sogar Bewaffnete in das Zimmer treten, um uns zurückzuhalten. Empört verließen wir das Gemach. Unser Abschied war kein besonders höflicher, ebensowenig war es der Gruß des uns grollenden Königs. Nachdem wir gegangen waren, hat Se. Majestät darauf bestanden, daß der alte Onkel wieder mit dem Barbier tanze, und alle versammelten männlichen und weiblichen Diener waren Zenge dieser Demüthigung. Erst nachdem die Wirkung des Weines Nasr-eddin unfähig machte, den Scherz fortzusetzen, ward der gequälte Mann entlassen.

In den absoluten Staaten der Indier, wie Audh es noch war, ist der König Alles; seine Anverwandten haben weder Einfluß noch irgend welche Macht. Ein Mann, dessen Gesang dem König gefällt oder eine ihn bezaubernde Tänzerin werden mehr geehrt und beachtet, als Sr. Majestät Bruder oder Mutter. Was ein lustiger Scherz sein soll, kann zu einer Quelle langer Leiden werden, wenn Se. Majestät in Zorn geräth und noch dazu durch einen Europäer. Da er diesem nichts anhaben kann, fällt der Zorn doppelt auf den armen Eingebornen.

Schon früher waren wir Zeuge einer ähnlichen Behandlung, wie sie dem Onkel Sadut wiederfuhr, gewesen. Die damals, trotz alles Sträubens, Schreiens und Kämpfens der Kleider beraubte Person war eine junge Tänzerin, deren Gatte als Sänger der Scene beiwohnte. Da Letzterer sah, daß der Scherz des Barbiers

den König sehr belustigte, leistete der Elende, anstatt das Weib zu vertheidigen, dem Barbier sogar thätige Hilfe.

Beide Fälle waren schlimm genug, die Behandlung aber, welche einem andern Oheim des Königs, noch älter und kraftloser als Sadut war, wiederfuhr, noch schlechter und entschied über mein Bleiben in Lackno.

Wir erwarteten, wie gewöhnlich vor dem Diner, die beiden großen Männer des Hofes, den König und den Barbier, im Vorzimmer, wo sich auch des Königs Onkel Asoph einfand. Mich bei Seite ziehend, fragte dieser leise:

„Was hat der König mit mir vor, weshalb hat er mich zur Tafel geladen?"

„„Nur um mit ihm zu speisen, glaube ich,"" war meine Antwort.

„Ach, bin ich nicht alt? ist mein Haar nicht grau und mein Auge nicht trübe? Ich bin keine Gesellschaft für meinen Neffen, der noch jung und vergnügungssüchtig ist."

Es lag in der hindostanischen Ausdrucksweise des alten Mannes ein gewisser Pathos. Seine Besorgniß rührte mich.

„„Fürchten Sie nichts"" erwiderte ich, „„umlängst bewirthete der König Ihren Sohn und behandelte ihn sehr gut.""

„Ja, mein Sohn war nicht in Audh als Nasr-eddins Vater starb und uns vorher angeregt hatte, uns der Erhebung seines Sohnes auf den Thron, zu widersetzen. Der König hegt daher keinen Groll gegen ihn. Wollte Gott, er ließe mich in meiner Behausung und in Ruhe und Frieden leben! Hat er nicht Lackno und was es enthält, um ihn glücklich zu machen?"

Der König erschien, auf den Arm des Günstlings gestützt, grüßte echt königlich und heftete seine durchdringenden schwarzen Augen fest auf Asoph und mich, als er näher trat.

„Willkommen! Onkel Asoph," rief er, die Hand ausstreckend, „wir haben Euch lange an unserer Tafel vermißt."

„„Euer Sclave fühlt sich durch Eurer Majestät Gunst sehr geehrt,““ antwortete Asoph, schüchtern die dargebotene Hand ergreifend.

„Laßt mich Euch selbst zur Tafel führen, Asoph,“ sprach der König weiter, als sie weiter gingen. Wir folgten.

Bei Tafel war Alles wie gewöhnlich. Wir nahmen unsere Plätze ein und Asoph erhielt den seinigen dem König gegenüber an der Seite des Tisches, die für gewöhnlich unbesetzt blieb, um dem König das Beschauen der Abendunterhaltungen zu erleichtern und nur bei Einladungen an Eingeborene besetzt wurde. Eine Flasche Madeira ward geöffnet und neben den Onkel gestellt. Der Suppe folgte Fisch und dann kamen die substantielleren Speisen. Als der König dem Alten zugetrunken hatte, schien dieser beruhigt und schluckte seinen Wein mit Behaglichkeit, indem er dabei nach seiner Gewohnheit den langen starren Schnurbart strich.

„Sie trinken ja meinem Onkel den Wein nicht zu,“ sagte der König nach der Reihe zu jedem von uns. Asoph trank bei jeder Aufforderung sein Glas Wein, setzte aber nach dem vierten oder fünften Bescheide sein Glas halbgeleert nieder. Der König bemerkte es und fragte etwas schneidend, indem er dem Onkel voll ins Gesicht sah:.

„Ist der Wein an meiner Tafel nicht gut?“

Asoph versicherte, er sei ausgezeichnet und leerte vollends die andere Hälfte des Glases. Mit dem Desert erschienen als Unterhaltung Gaukler und Tänzerinen, aber der König beachtete sie wenig und heftete die Augen nur auf Asoph. Die vor diesen gestellte Flasche war ziemlich geleert.

„Sehen Sie nicht, daß Asoph Nawab keinen Wein mehr hat? wendete sich Se. Majestät zum Barbier, „geben Sie ihm eine andere Flasche.“

Ein bezeichnender Blick ward bei diesen Worten zwischen dem Barbier und seinem Herrn gewechselt, worauf Ersterer sich entfernte, um den Wein zu holen. Vergebens versicherte Asoph, daß er genug

habe, wobei er den Schnurbart stärker als gewöhnlich strich. Es begann ihm unbehaglich zu werden, obgleich der Wein ihn ziemlich heiter gestimmt hatte. Es mußte auffallen, daß der Günstling den Wein selbst herbeitrug, da doch mehere Diener zur Hand waren und ich ahnte eine Hinterlist. Eine spätere Befragung des Aufwärters, welcher dem Barbier behülflich war, überzeugte mich, daß ich Recht hatte. Die neue Flasche für Asoph enthielt halb Madeira, halb Branntwein. Der König, bei besonders guter Laune, brachte verschiedene Toaste aus und der Oheim ward so lange zum Trinken genöthigt, bis er alle Herrschaft über sich selbst verlor. Er wackelte auf seinem Armstuhle hin und her, wobei ihm der Kopf bald rechts bald links fiel und hatte viele Mühe, die Augenlider vom Zufallen abzuhalten. Da raunte die lustige Majestät dem Barbier eine Bemerkung über den sinkenden Kopf des alten Mannes zu.

„Seinem Schnurbart fehlt nun das Streichen?“ erwiederte Jener, indem er sich halb erhob.

„„Geh, guter Khan, und bringe ihn wieder in Ordnung; zerre ihn nur tüchtig an seinen Platz zurück,“ rief der König lachend.

Der Barbier stand auf und zerrte unbarmherzig den langen Schnurbart auf beiden Seiten, wobei er den Kopf erst hierhin, dann dorthin drehte. Bei dieser barbarischen Behandlung eines schwachen, grauhaarigen Greises erhoben wir uns zwei von unsern Stühlen und eiferten dagegen, aber der König schrie uns zornig an: „Wagen Sie nicht, Ihre Plätze zu verlassen. Ist das alte Schwein nicht mein Oheim und kann ich und der Khan nicht mit ihm vornehmen, was wir wollen?“ Ungestümer einzuschreiten hätte dem Unglücklichen vielleicht nur noch mehr Peinigung zugezogen. Noch immer schwankte dieser hin und her mit weitaufgerissenen Augen, da ihn gewiß der stark gezupfte Bart schmerzte, bald jedoch sank ihm der Kopf wieder zum Halbschlafe. Die Betrunkenheit hatte ihn gänzlich übermannt. Ein Weilchen schien der König eifrig den Vorstellungen der Gaukler und Tänzerinnen zuzuschauen, seine Brauen

waren jedoch zusammengezogen und seine Augen finster. Er hatte unsern Ausruf nicht vergessen. Der wackelnde Kopf des Alten schien ihm die Aussicht nach vorn zu benehmen und er rief:

„Sein Kopf muß festgemacht werden."

Augenblicklich war der Barbier wieder auf den Beinen, nahm ein Stück feste feine Schnur, theilte sie in zwei gleiche Hälften und band das Ende einer jeden fest an eine der Bartspitzen. Wir wußten nicht, was es bedeuten solle, aber der König lachte und schien sich über den Scharfsinn des Barbiers zu freuen. Während der alte Mann die Augen ein- oder zweimal öffnete und ebenso schnell wieder zufallen ließ, band jener die anderen Enden der Schnuren an den Aermen des Stuhles fest worauf der Alte saß. Der König klatschte in die Hände und lachte laut über die sinnreiche Erfindung seines Günstlings, indeß der Oheim nichts von dem Festbinden seines Bartes ahnend, den Kopf in trunkener Lethargie auf die Brust fallen ließ. Wieder flisterte der König dem Barbier etwas zu und dieser verließ das Zimmer. Irgend eine neue Grausamkeit ahnend, sah ich meinen gleichgesinnten Freund an, der nach dem Barbier von uns den meisten Einfluß besaß. Er verstand meinen Blick der Indignation, war einen Augeublick unentschlossen, erhob sich dann und sprach so ruhig als möglich:

„Ich werde Eurer Majestät Oheim befreien. Das ist schändlich!"

„„Fort aus dem Zimmer!" schrie der König über alle Maßen wüthend und mit dem Fuße stampfend. „„Hinaus aus dem Zimmer, Herr! Bin ich nicht mehr Herr in meinem Hause, in meinem eigenen Palaste? Verlassen Sie mich und wenn es einem Andern der Herren belieben sollte, sich ebenfalls einzumischen, so mag er Sie begleiten." "

Ich stand nun auch auf, verbeugte mich und folgte meinem Freunde, worauf wir beide das Zimmer verließen. Wir konnten hier nichts thun. Kurz nach unserm Fortgange, war, wie ich später erfuhr, der Barbier zurückgekehrt und hatte Feuerwerk mitgebracht welches er unter dem Stuhle des alten Mannes anzündete. Die-

sem Unglücklichen wurden dadurch die Beine versengt und verbrannt, er ergriff mit den Händen die Arme des Stuhles und starrte nach seinen Füßen. Bei der hastigen Bewegung, die er machte, riß er sich zugleich zwei Haarbüschel von der Oberlippe und verletzte sich dabei die Haut so, daß das Blut aus der Wunde schoß und er sogleich nüchtern wurde. Den König für die Unterhaltung dankend undbedauernd, daß ihm sein Nasenbluten nicht erlaube, länger zu bleiben, verließ er das Zimmer. Er wußte wohl, welche Mishandlung ihm wiederfahren sei, verstellte sich aber als guter Hofmann, da er seinen Unwillen nicht zeigen durfte. Der König lachte lauter als je, aber nur der Barbier stimmte ein, alle Anderen schwiegen empört. Der Rest des Abends verging ziemlich still und der König zog sich zeitig zurück.

Ich und mein Begleiter gingen in die als Serai eingerichtete Constantia, wo der Reisende kostenfreie Wohnung, aber weder Abwartung noch Kost erhielt. Wir sicherten uns dort Zimmer, anstatt in unsern Wohnungen im Palaste zu bleiben, da wir den Befehl erwarteten, diese und des Königs Dienst zu verlassen. Dieser Befehl erschien jedoch nicht.

Die häufig vom König widerfahrenen Beleidigungen hatten ihm thätliche Feindschaft der ganzen Familie zugezogen und selbst die Diener erfaßte Schrecken. Ganz Lackno war in Aufruhr. Die königlichen Truppen wurden von den Insurgenten geschlagen und der König sah sich genöthigt sich an den Residenten zu wenden und von diesem Hilfe durch die Truppen der Compagnie zu verlangen. Der Resident wollte letztere aber nicht zu solchem Zwecke verwendet wissen, machte dem König Vorstellungen und rieth ihm, sich mit seinen Verwandten zu verständigen, wobei er selbst den Vermittler machen wolle. Nach einer Woche größter Verwirrung war Alles geordnet. Die Derbars wurden wie gewöhnlich gehalten, wir nahmen unsere Stellungen wieder ein und von unserer Abwesenheit ward keine Notiz genommen. Ungefähr vierzehn Tage spä-

ter ging der Barbier im Auftrage des Königs nach Calcutta. Jetzt oder nie dachten wir, ist es Zeit, den Barbier zu stürzen. Mein Freund und einstiger Einführer bei Hofe, welcher sonst viel bei dem König galt, war entschlossen, keine Anstrengung zu scheuen, um Se. Majestät zu einer solideren Lebensweise zurückzuführen. In mehreren vertraulichen Unterhaltungen stellte er ihm das Schlimme seiner jetzigen Aufführung vor, und wie sehr sein Ruf und seine Gesundheit bei der steten Trunkenheit litte. Der König hörte ihn aufmerksam und zerknirscht an, vergoß mehr als einmal Thränen, schob alle Schuld auf den Barbier und versprach Alles Mögliche zu thun. Nach seiner Bestimmung sollte der Barbier bei der Rückkehr in seine unbedeutende Stellung zurückgewiesen werden, nie mehr bei Tafel erscheinen, überhaupt nicht länger Günstling sein. Er selbst theilte uns diesen Entschluß mit und wir gratulirten ihm dazu, indem wir versicherten, daß seine eigene Würde, die Ehre des Hofes und was die Hauptsache sei, seine Gesundheit diese Veränderung erheische. Er versicherte uns nochmals seines festen Entschlusses, ein anderes Leben zu beginnen und eine Woche verfloß, in der wir wie gewöhnlich mit dem König speisten, ohne daß bei Tafel ein Rausch vorkam. Der Hof von Audh schien ganz moralisch und achtungswerth geworden zu sein.

Da erhielten wir eines Morgens die Nachricht, daß der Barbier vergangene Nacht in Lackno angekommen sei und wir waren gespannt, wie sich der König benehmen werde. Als wir uns am Morgen zur Privataudienz begaben, fanden wir den Kopf Sr. Majestät in den Händen des Günstlings; die Locken waren sämmtlich in seiner Abwesenheit ausgegangen. Bei unserm Eintritt schien eine höhnische Miene des Triumphes das Gesicht des kleinen Mannes zu überfliegen, er grüßte jedoch freundlich und wir erwiederten seinen Gruß. Der König befragte ihn über Calcutta und dessen Handel, über den Generalstatthalter, die Segelschiffe und die Dampfschiffe und der Barbier antwortete mit der gewohnten Klugheit.

Auf dem Wege nach unseren Wohnungen theilten wir, mein Freund und ich, einander unsere Befürchtungen mit, daß der König sein Versprechen nicht halten, der Barbier seinen Platz an der Tafel wie seine Macht über den König wieder einnehmen werde und daß in Folge dessen unsere Tage in Lackno gezählt seien. Es ward beschlossen, daß, wenn der kleine Mann bei Tafel erschiene, ich meinen Platz an derselben allein beibehalte, um den Erfolg abzuwarten, mein Freund aber fortgehe. Der erste Blick überzeugte uns am Abend, daß der Barbier den ganzen früheren Einfluß wieder besitze, denn der König stützte sich auf seinen Arm, als er eintrat. Mein Freund entfernte sich sogleich nach seiner Wohnung jenseit der Gumty. Beim Eintreten in das Speisezimmer affectirte Se. Majestät, die Abwesenheit eines seiner Hauptgesellschafter nicht zu bemerken und erst als wir bei Tafel saßen, fragte er nach ihm. Auf meine Antwort, daß er wieder nach Hause gegangen, brauste der König auf und schickte sogleich in den Park nach ihm. Indessen begann das Essen und der Barbier nahm seinen Platz ein und verrichtete seine gewohnten Geschäfte. Als der rückkehrende Bote meldete, der Sehib grüße und lasse sich entschuldigen, ward er sogleich mit der Weisung zurückgeschickt, mein Freund müsse kommen. Auch diese Sendung war vergeblich, der König schlug mit der Gabel in größter Wuth auf den Tisch und schickte den Boten zum dritten Male mit der Weisung, wenn der Sehib jetzt nicht komme, werde er, der König ihn selbst holen. Diesmal erschien der Sehib.

„Kommen Sie, Freund," rief ihm der König entgegen, „setzen Sie sich und trinken Sie ein Glas Wein mit mir. Es hat Umstände genug gekostet, Sie her zu bringen."

„„Eure Majestät mögen verzeihen,"" war die Antwort, „„ich habe Eurer Majestät bereits mitgetheilt, daß ich mich mit diesem Manne,"" auf den Barbier deutend, „„nie wieder zu Tische setze, und ich halte mein Wort.""

„Bah! Unsinn, Freund. Setzen Sie sich. Bringt eine Flasche Champagner für uns."

Alle Bemühungen des Königs blieben jedoch vergeblich. Mit den Worten: „Bopperi bopp! Was machen sie mir für Verdruß! erhob er sich und forderte den Barbier und den Capitain der Leibgarde auf ihm mit dem widerspenstigen Höflinge in das Vorzimmer zu folgen. Hier erfolgte eine lange Unterredung mit Beschuldigen von beiden Seiten. Der Barbier verließ sich auf die Güte des Königs, der widerspenstige Sehib erinnerte den König an sein verpfändetes Wort und der Capitain machte den Friedensvermittler. Mein Freund blieb jedoch fest, lehnte alle Vermittlungsvorschläge ab und verließ als der König am Arme des Barbiers in das Speisezimmer zurückkam, den Palast. Nun kam die Reihe an mich. Ich bemerkte, daß mich Se. Majestät beobachtete. Unsere Blicke begegneten sich, der König wendete den seinigen schnell ab, griff nach einer Weinflasche und murmelte etwas von einem Glase Wein. Ich füllte das meine, er das seine, ergriff es und wendete sich wieder zu mir, doch mit keinem freundlichen Ausdruck. Seine Augen blitzten zornig. Ich erhob mein Glas und sprach wie gebräuchlich: „Gott segne Eure Majestät!" hatte aber kaum diesen Trinkspruch vollendet, als er sein Glas von sich stieß und in zornigem Tone polterte: „Halt, Sir, ich mag keinen Wein mit Ihnen trinken; Sie sind ein Freund von ihm."

„„Eure Majestät waren sein Freund noch gestern,"" entgegnete ich, „„und noch gestern versicherten ihn Se. Majestät, daß Sie ihn schätzten.""

„Hört ihr ihn?" sprach er gereizt, „wie kann er es wagen, so mit mir zu sprechen!"

„„Eure Majestät haben mehrmals versichert,"" fuhr ich fort, „„daß Sie die Engländer lieben. Aber meine Gegenwart ist störend und ich habe schon zu lange verweilt.""

Ich erhob mich und ging, indem ich noch vernahm, wie der

König fluchte und auf die Tafel schlug. Noch dieselbe Nacht erhielt mein Freund den Befehl, des Königs Wohnung zu verlassen und die Boten waren beordert, sein Eigenthum dahin zu bringen, wohin er wünschte.. Der Nawab fürchtete aber die Europäer zu sehr, um mit der Ausführung des Befehls sich zu sehr zu beeilen. Seine Diener halfen die verschiedenen Sachen in die Constantia tragen, wo mein Freund bereits für sich und seine Familie Wohnungen besorgt hatte. Mein Umzug dahin ging schneller, da ich weder eine Frau noch Familie hatte. Bald waren wir in der Constantia eingerichtet und lebten dort unter dem Schutz des Residenten, welcher den Nawab für jede Beleidigung verantwortlich machte, die uns wiederfahren würde.

Nachdem wir einige Tage in dem Serai verweilt, um unsere Reisevorbereitungen zu treffen, verließen wir Lackno und segelten die Gumty hinab in den Ganges und nach Calcutta. So endeten meine Erfahrungen königlicher Gunst. Wenige Worte genügen, das spätere Leben Nasr-eddins und die nachfolgenden Ereignisse in Audh zu erzählen.

Täglich wuchs die Macht und mit ihr der Uebermuth des Barbiers. Die unsinnigen Launen und wilden Ausfälle despotischer Herrschaft kannten keine Grenzen mehr und einten sich mit einer höchst sorglosen Lasterhaftigkeit. Ganz Indien kannte die Vorfälle im Palaste. „Bald erblickt man Se. Majestät, erzählt eine Zeitschrift Calcuttas, „in völliger Betrunkenheit unter seinen lustigen Gefährten, von denen der gemeine Barbier der Hauptvertraute ist, bald zieht der König, selbst Mittags betrunken, durch die Straßen Lackno's, seine eignen Elephanten treibend. Alle Schicklichkeit und aller Anstand sind vom Hofe verbannt. Die Aufführung bei Hofe ist der Art, daß der Resident, Oberst Lowe, den König zu besuchen sich weigert und auch keine Geschäfte mit seinen Günstlingen abmacht.

Dieser Zustand der Dinge konnte nicht lange dauern. Die

energischen Vorstellungen des Residenten zwangen endlich den König, sich von seinem Günstlinge, dem Barbier, zu trennen und dieser verließ Lackno, wie man sagt, mit einem Vermögen von 240,000 Pf. St.

Diesen Günstling entlassen hieß für den König sein Todesurtheil unterschreiben. Seine Familie gelangte zu Einfluß in dem Palast und der König ward vergiftet, und zwar durch dasselbe weibliche Haupt der Virers vergiftet, welchem der König so wohlwollte und mit dem er so oft gescherzt. Kaum war Nasr-eddin todt, als die alte Begum mit Gewalt ihren Enkel auf den Thron zu heben versuchte. Sie proclamirte denselben als König und umgab den Palast mit ihren Truppen. Der Resident ließ sich jedoch nicht einschüchtern und versagte mit Gefahr seines Lebens, den Prinzen anzuerkennen. Es wurde Befehl in die Cantonirungen geschickt, die Truppen nach Lackno zu bringen, diese kamen an und zerstreuten nach einigen Gewehrsalven die drohende Menge. An der Stelle des Prinzen bestieg einer der Oheime Nasr-eddins, welche er so schmachvoll behandelt hatte, den Thron.

Die Regierung des Oheims war eine sehr kurze. Im Jahre 1842 folgte ihm Mohammed Umdschid Ali, ein junger nur im Harem auferzogener Mann, der wohllüstig und vergnügungssüchtig, große Pracht abermals am Hofe entfaltete, gewissermaßen in Nasr-eddins Fußstapfen trat, aber ohne dessen Bildungstrieb, dessen witzige Laune und die Liebe zu den Engländern geerbt zu haben. Unter Weibern, Gauklern und Musikanten brachte er sein Leben im Harem zu, verschenkte große Besitzungen an Buhlerinnen und vernachlässigte die Verwaltung des Landes der Art, daß die Demoralisation desselben große Fortschritte machte und offene Anarchie entstand. Die Rechtspflege ward zum Possenspiel. Die Steuern mußten mit Gewalt eingetrieben werden, und da sich die vielen kleinen Häuptlinge in ihren Schlössern verschanzten und Widerstand leisteten, wurden die Dörfer von den königlichen Truppen

überfallen und in denselben gesengt und geplündert. Das reiche und schöne Land, welches jetzt kaum den fünften Theil der Einkünfte gewährte, welche es bei geordneter Verwaltung würde ergeben haben, ging offenbar dem Verfalle entgegen, und da selbst am Moharrim 1853 auf den Obersten Sleeman, den damaligen Residenten zu Lackno, wahrscheinlich von einem fanatischen Muselmanne, war geschossen worden, somit auch die Scheu vor den Europäern gewichen schien, dachte bereits damals die englische Regierung in Ostindien daran, den König abzusetzen und das Land den britischen Besitzungen förmlich einzuverleiben. Schon im Jahre 1836 hatte der Generalstatthalter Lord Auckland mit dem damaligen König den schon 1801 von Lord Welesley mit Ghazi-eddin beschlossenen Vertrag revidirt und erneuert, daß wenn das Land in Zukunft von den Königen nicht gut regiert werde, es der geehrten Compagnie freistehen solle, die Regierung des Landes selbst in die Hand zu nehmen. Doch zögerte man noch mit dieser Maßregel und suchte einstweilen das Ansehen des Fürsten von Audh möglichst zu erhalten. Es war dies um so nöthiger, da sich die kleinen Lehnsträger und Zinsbauern offen gegen die eingebornen Statthalter der dreiundzwanzig Bezirke und gegen die Revenuenpächter, meist Eunuchen, empörten. Die treugebliebenen Truppen des Königs waren zu schwach, sie zu überwältigen und der Resident hatte die schlimme Aufgabe, die königlichen Executionssoldaten mit britischen Truppen zu unterstützen. Wie weit diese Empörung gediehen war, läßt sich daraus schließen, daß eine Rami oder Fürstin sich mit 3000 Mann in einer festen Burg verschanzt hatte, und ein Häuptling Binda Bur in der Umgegend mordete und brandschatzte, während der König in Lackno mit dem Tode rang.

Zu Anfang des Jahres 1855 finden wir einen andern König Wadschid Ali Schah, auf dem Throne, der mehr vegitirt als lebt, sich selten oder nie öffentlich zeigt und mit menschenscheuen düstern Wesen abschließt, nur wenigen begünstigten Höflingen Zutritt

zu sich gestattend. Der einzige tüchtige Mann, der das morsche Gerüste der Monarchie noch aufrecht erhalten, Kundul Lall, der Oberarchivar des Landes, starb, und die Anarchie im Lande dauerte verstärkt fort.

Um aber den Zwiespalt in Audh, und somit dessen Unglück auf den höchsten Gipfel zu treiben, drohte ein Religionskrieg, das Furchtbarste, was es in Indien geben kann. Schon lange hatte die stärkere Bevölkerung der Hindu das immer drückender werdende Joch der Mohammedaner abzuschütteln getrachtet. Im August vorigen Jahres wollten sich die Mohammedaner zu Feisabad in den Besitz eines an ihre Moschee stoßenden Hindutempels setzen und es entstand ein heißer Kampf, bei welchem 130 Mohammedaner auf dem Platze blieben und der mit der Flucht der übrigen Moslems endete. Von allen Seiten zogen den Hindus bewaffnete Haufen zu Hilfe und bald stand ein kampfgerüstetes Heer derselben drohend im Lande. Sogleich befahl der König seinen Haustruppen, die in zwei Infanterie- und einem Cavalleriecorps bestanden, gegen die rebellischen Hindus zu ziehen, um sie für ihren Sieg zu Feisabad zu bestrafen, es ergab sich aber beim Abmarsch, daß die Regimenter weder ordentliche Zelte noch sonst genügende Ausrüstung zu einem Kampfe besaßen und der Fürst mußte seine Kriegspläne aufgeben und versuchte eine Versöhnung dadurch herzustellen, daß er die aufhetzenden Mollahs einzusperren und eine Mauer zwischen der Moschee und dem Hindutempel zu Feisabad aufzuführen versprach. Die Versöhnung schien aber weder eine ernstlich beabsichtigte noch äußerlich beruhigende zu sein, denn während im Derbar zu Lackno zweihundert Häupter des mohammedanischen Adels mit dem Könige beschlossen, jährlich 1,500,000 Rupien auf Bestechungen und Agitationen zu verwenden, um die so gefürchtete Einverleibung des Landes in die britischen Provinzen zu verhindern, und Pamphlete die Mohammedaner aufhetzten, entstand bei Kheirabad am letzten Abende des Moharrim abermals ein Kampf, in welchem neunzehn Hindus und neun Mohammedaner fielen. Ein fanatischer Moslem, Amin

Ali, der Mollah von Saholin, zog durchs Land und predigte den heiligen Krieg gegen die Heiden. Er begab sich selbst nach Lackno, wurde hier vom Könige scheinbar festgehalten, entfloh aber ungehindert und drohte das ganze Land in Brand zu setzen. Vom britischen Residenten aufgefordert, ernstliche Maßregeln zu ergreifen, um die mohammedanischen Aufwiegler niederzuhalten und die Ruhe des Landes wiederherzustellen, erließ Wadschid Ali Schah versöhnende und beschwichtigende Proclamationen und schickte die nun besser geordneten Truppen den Rebellen seines Glaubens entgegen, wobei es am 7. November zu einem Treffen kam, bei welchem 500 Mann auf beiden Seiten getödtet wurden und auch der Fanatiker Emir Amin Ali fiel. Es war aber zu ersichtlich, daß die eingeborene Regierung zu Audh nicht den Willen und die Kraft habe, die Ordnung und Ruhe im Lande so aufrechtzuerhalten, wie es der brischen Regierung unbedingt nöthig erschien und es ward von letzterer endlich beschlossen, Audh unter unmittelbare brittische Verwaltung zu stellen. Diese Maßregel sollte zu Anfang dieses Jahres 1856 ausgeführt werden, nachdem schon Monate vorher drei englische Regimenter in Lackno eingezogen und 4000 Mann an den Grenzen aufgestellt waren, um diesen Act in aller Ruhe vor sich gehen zu lassen. Diese Annexation wird in der Art von der der anderen Provinzen des britischen Ostindiens abweichen, daß man einstweilen dem Könige eine Scheinregierung mit einer Civilliste von 100,000 Pfund St. gewährt, während das Land in achtzehn Districte eingetheilt wird, welche europäische Oberbeamte und eingeborene Unterbeamte erhalten, über welchen der Resident als höchste Civil- und Militärgewalt steht. Die Armee wird auf 15,000 Mann reducirt. Möge es der neuen Verwaltung gelingen, Audh in das umzuwandeln, wozu es seine günstige Lage und die reiche tropische Natur erkoren, zu einem der blühendsten und ergiebigsten Länder des schönen Hindostan.

---

Druck der Ries'schen Buchdruckerei in Leipzig.

№ 11.

**Wolfert's Rust.**

Von Washington Irving. Deutsch von W. E. Drugulin.

№ 12.

**Skizzen und Bilder aus der Krim.**

Von S. Steinhard.

№ 13.

**Tolla Feraldi.**

Von Edmond About. Deutsch von Dr. A. Diezmann.

№ 14.

**Aus dem Seeleben.**

Von Basil Hall. Deutsch von W. E. Drugulin.

№ 15.

**Finnland und seine Bewohner.**

Von E. von Lindeman.

№ 16.

**Der Löwenjäger.**

Von Jules Gerard. Deutsch von Dr. A. Diezmann.

№ 17.

**Sicilianische Novellen und Skizzen.**

Von H. P. Holst. Deutsch von H. Helms.

№ 18.

**Das Fräulein von Malepeire.**

Von Reybaud. Aus dem Französischen von C. W. Bleich.

№ 19.

**Eine Novelle aus Lappland.**

Von G. H. Mellin. Aus dem Schwedischen von H. Helms.

№ 20.

**Leipzig. Skizzen aus der Vergangenheit und Gegenwart.**

Von A. Diezmann.

№ 21.

**Ein indischer Königshof.**

Nach dem Englischen des W. Knighton. Von J. Thiele.

---

Anziehender Inhalt, — deutlicher Druck, — gutes Papier, — solide Brochure, — billigster Preis, Abwesenheit jeglichen Subscriptionszwanges, — das sind die Vorzüge, worauf wir uns stützen, indem wir gebildeten Männern und Frauen die hier angekündigte Sammlung mit Recht als Unterhaltungslectüre empfehlen zu dürfen glauben.

---

☞ Jeder Band ist einzeln zu haben und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes vorräthig.

Knighton, William

Ein Indischer Königshof von einem Mitgliede des Hofstaates zu Audh

Leipzig 1856